

**SOZIALER
AUFSTIEG**
Strategien gegen die
blockierte Gesellschaft

WAS IST DER DEUTSCHE TRAUM?

Bildung – Integration – Aufstieg

Das große Versprechen der deutschen Nachkriegsgesellschaft war, durch sozialen Aufstieg für alle die Klassengesellschaft zu überwinden. An seine Stelle ist heute die Angst der Mittelschicht vor dem Abstieg getreten – und die Enttäuschung vieler am sozialen Rand, die für sich keine Chancen mehr sehen. In dieser Situation von sozialem Aufstieg zu sprechen, mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, und doch ist gerade heute eine Politik der Durchlässigkeit erforderlich, die faire Aufstiegschancen ermöglicht und strukturelle Blockaden

auföst. Mit dem Programm «Was ist der deutsche Traum?» fragt die Heinrich-Böll-Stiftung, wie Menschen in die Lage versetzt werden können, durch eigene Anstrengungen voranzukommen, ohne durch ethnische, räumliche oder soziale Herkunft oder Geschlecht gehindert zu werden. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei den Blockaden, die im Bildungssystem und bei der Integration Zugewanderter der sozialen Mobilität im Wege stehen.

Info: www.boell.de/wasistderdeutschetraum

Internationale Konferenzen

Vom multikulturellen Klassenzimmer zum multikulturellen Lehrerzimmer – Potenziale und Grenzen interkultureller Schulentwicklung

24. September 2010 (Fr)

Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Schätzungen zufolge haben an deutschen Schulen ca. 25 Prozent der Schülerinnen und Schüler einen Migrationshintergrund, aber nur knapp über ein Prozent der Lehrenden. Die Integrations- und Bildungspolitik hat nun Lehrerinnen und Lehrer mit Migrationshintergrund als kaum genutzte Ressource entdeckt. Ihr Anteil soll in den nächsten Jahren deutlich erhöht werden. Im Zentrum der Konferenz steht die Studie «Lehrende mit Migrationshintergrund in Deutschland: Eine empirische Untersuchung zu Bildungsbiografien, professionellem Selbstverständnis und schulischer Integration».

Anmeldung unter: www.boell.de

Europa und der «American Dream» – Eine transatlantische Traumdeutung

26.–27. Oktober 2010 (Di/Mi)

Belestage der Heinrich-Böll-Stiftung

Vom Tellerwäscher zum Millionär – der Traum der unbegrenzten Möglichkeiten war lange Zeit Inbegriff der amerikanischen Kultur. Aktuelle Studien zeigen jedoch, dass die soziale Mobilität in den USA heute geringer ausfällt als in vielen Staaten Europas. Faire Aufstiegschancen spielen eine überragende Rolle für den sozialen Zusammenhalt und die gesellschaftliche Dynamik. Die Konferenz widmet sich aus transatlantischer Perspektive der Frage, wie diese beschaffen sein müssen. Eine Kooperation von Vodafone Stiftung Deutschland, German Marshall Fund of the United States und Heinrich-Böll-Stiftung.

Anmeldung unter:

www.boell.de/wasistderdeutschetraum

Publikationen

Bildungsgerechtigkeit im Lebenslauf

Mehr als 20 Prozent aller Schülerinnen und Schüler verlassen in Deutschland die Schule mit erheblichen Bildungsdefiziten. Insgesamt geht es um rund zwei Millionen Jugendliche – häufig sind sie männlich und haben einen Migrationshintergrund. Ihnen drohen Arbeitslosigkeit und sozialer Ausschluss. Bei allen Verbesserungsbemühungen in der Schule werden die Lern- und Lebenschancen von bildungsarmen Kindern und Jugendlichen immer noch zu wenig beachtet. Die Schulkommission der Heinrich-

Böll-Stiftung zieht daraus einen radikalen Schluss:

Sie stellt die sogenannte «Risikogruppe» ins Zentrum der Bildungsreform. Die Schulkommission plädiert für eine nicht diskriminierende Leistungsorientierung und rückt die individuelle Förderung sowie die Durchlässigkeit des Bildungssystems in den Mittelpunkt.

«Die Kommission verdient ein großes Kompliment: Das Ergebnis ihrer Arbeit ist die beste Empfehlung zu Fragen der Bildungsgerechtigkeit, die mir bekannt ist.» Prof. Dr. Jürgen Baumert

Schriften zu Bildung und Kultur, Band 3:

Bildungsgerechtigkeit im Lebenslauf –

Wie Bildungsarmut nicht weiter vererbt wird

Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), Berlin 2009, 60 Seiten, ISBN 978-3-86928-017-2

Bestelladresse: info@boell.de

Studie

Kaum Bewegung, viel Ungleichheit

In Zusammenarbeit mit dem WZB veröffentlicht die Heinrich-Böll-Stiftung im Herbst 2010 eine Studie über die Entwicklung der sozialen Mobilität in Deutschland. Die Leitfragen sind: Was bedeutet soziale Mobilität? Gibt es mehr Aufstiege als Abstiege? Wie hoch sind Aufstiegs- und Abstiegschancen für bestimmte soziale Klassen? Und: Wie entwickeln sich Auf- und Abstiege im Zeitverlauf in Deutschland?

Die Studie erscheint in der Schriftenreihe Bildung und Kultur der Heinrich-Böll-Stiftung

Informationen: www.boell.de/publikationen/

www.migration-boell.de

Auf www.migration-boell.de präsentiert die Heinrich-Böll-Stiftung ein vielfältiges Angebot an Informationen, Analysen und Meinungen zu den großen Themen «Zuwanderung», «Aufstiegs- und Teilhabechancen von Migrantinnen und Migranten» sowie dem produktiven Umgang mit kultureller Vielfalt in Institutionen. Wir wollen nicht nur kritisieren, was zu kritisieren ist, sondern Beispiele für eine gelungene Praxis vorstellen. Selbstverständlich kommen Migrantinnen und Migranten selbst zu Wort. www.migration-boell.de vermittelt Hintergrundwissen und ist Forum für den konstruktiven Austausch. Alle auf diesem Gebiet engagierten Menschen sind eingeladen, am Projekt mitzuwirken und diese Plattform aktiv zu gestalten.

Online-Dossier

Positive Maßnahmen – Von Antidiskriminierung zu Diversity

Im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz werden Maßnahmen zur Antidiskriminierung schlicht «Positive Maßnahmen» genannt. Das Dossier analysiert die rechtlichen Grundlagen und politischen Rahmenbedingungen Positiver Maßnahmen sowie die Vorteile und Fallstricke ihrer Umsetzung. Mit vielen Beispielen aus dem In- und Ausland will es Anregungen zu einer aktiven Antidiskriminierungs- und Gleichstellungsarbeit und -politik geben, die bewährte Handlungsansätze aufgreift und neue Ideen ausprobiert.

www.migration-boell.de

Impressum

Herausgeberin

Heinrich-Böll-Stiftung
Schumannstraße 8, 10117 Berlin

T 030 – 2 85 34 – 0

F 030 – 2 85 34 – 109

E thema@boell.de

W www.boell.de/thema

Redaktionsleitung

Elisabeth Kiderlen

Redaktionsassistentin

Susanne Dittrich

Mitarbeit

Ralf Fücks

Stephan Ertner

Andreas Poltermann

Annette Maennel (V.i.S.d.P.)

Gestaltung

blotto design, Berlin www.blottodesign.de

Illustration Cover

Drushba Pankow, www.drushbapankow.de

Druck

agit-Druck, Berlin

Papier

Inhalt: Envirotop, 100g/m² matt hochweiß, Recyclingpapier aus 100% Altpapier
Umschlag: Recycatin, 200g/m²

Bezugsbedingungen

zu bestellen bei oben genannter Adresse

SOZIALER AUFSTIEG, DURCHLÄSSIGE GESELLSCHAFT



Weshalb ein Heft mit dem Oberthema sozialer Aufstieg und Chancengerechtigkeit? Eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin, die im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung erarbeitet wurde, gibt darauf eine plastische Antwort: «Deutschland weist im internationalen Vergleich eine sehr geringe soziale Mobilität auf, oder anders formuliert: Die Chancen, gesellschaftlich auf- oder abzustiegen, sind in kaum einem anderen industrialisierten Land so ungleich verteilt wie in Deutschland. Wir leisten uns mehr Ungleichheiten als notwendig, und dies insbesondere zum Nachteil derjenigen Kinder, die mit ihrer geringen sozialen Herkunft vergleichsweise wenig Chancen haben, aus diesen nachteiligen Positionen aufzusteigen.»

Dies gilt noch verstärkt für Kinder aus Migrantenfamilien. Selbst bei vergleichbarem Bildungsgrad ihrer Väter sind ihre Aufstiegschancen noch geringer als die ihrer herkunftsdeutschen Altersgenossen. Für eine Einwanderungsgesellschaft ist das fatal: Es droht die Verfestigung einer sozial deklassierten Unterschicht, während gleichzeitig das Defizit an qualifizierten Fachkräften wächst.

Faire Aufstiegschancen sind eine Frage sozialer Gerechtigkeit und zugleich der künftigen Leistungsfähigkeit der Gesellschaft. Es geht darum, dass sozialer Erfolg nicht länger stärker von der Herkunft als vielmehr von Talent, Leistungsbereitschaft und Eigeninitiative abhängt. Dafür braucht es gesellschaftliche Rahmenbedingungen, in denen sich Chancengerechtigkeit erst entfalten kann – von der frühkindlichen Förderung über die Ganztagschule bis zum unentgeltlichen Studium. Und es braucht ein positives Verständnis von *Diversity* in Betrieben und Verwaltungen statt der Abschottung gegenüber *Newcomern*.

Nicht zufällig weist Schweden die höchsten Mobilitätsraten in Europa auf: Starke soziale Institutionen befördern auch den individuellen Aufstieg. Und umgekehrt wird die Armut von Eltern auch für ihre Kinder zum Handicap. In den USA, dem Mutterland der unbegrenzten Möglichkeiten, ging wachsende soziale Ungleichheit Hand in Hand mit sinkenden Chancen auf sozialen Aufstieg. Der *American Dream* hat schwer gelitten.

Entscheidend ist, dass Auf- und Abstieg nicht als Nullsummenspiel gesehen wird, bei dem eine Verbesserung der Chancen für die «unten» mit einer Verschlechterung der Bildungs- und Aufstiegs-

chancen für die Mittel- und Oberschicht korrespondiert. In Hamburg konnte die Mehrheit eben nicht überzeugt werden, dass längeres gemeinsames Lernen «gut für alle» ist, sondern sie sah darin einen Angriff auf das Gymnasium als Schulform des Bürgertums, ohne von den Alternativen überzeugt zu sein. Genau das ist auch gesamtgesellschaftlich der Punkt: Wenn man mehr Akzeptanz und Empathie für «gleiche Chancen» erreichen will, dann darf es nicht primär um Umverteilung von Chancen gehen, sondern um «Wohlstand für alle» (wie es Ludwig Erhard formulierte). Das setzt freilich voraus, dass es noch eine Idee von gesellschaftlichem Fortschritt gibt, die sich nicht in Umverteilungspolitik erschöpft.

Diese Ausgabe von *Böll. Thema* liefert empirische Analysen, Reportagen, Länderberichte, Gespräche und konzeptionelle Überlegungen rund um die Frage, wie es um soziale Mobilität bestellt ist und wie weit das Ideal einer «aufstiegsoffenen Gesellschaft» für emanzipatorische, progressive Politik taugt. Dabei geht es nicht nur um den Königsweg eines Aufstiegs durch Bildung, sondern auch um unkonventionelle Abkürzungen: Sport, Entertainment («Deutschland sucht den Superstar») und Verbrechen. Und natürlich um die alt-junge Frage, ob die Quote als Vehikel der Geschlechtergerechtigkeit noch notwendig ist. Parallel werden wir das Thema sozialer Aufstieg auch mit einer Reihe von Konferenzen und Fachgesprächen bearbeiten.

Wir wünschen anregende Lektüre und hoffen auf ein lebhaftes Echo. ■■■

Ralf Fücks

Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung

böll

THEMA

3/10

AUFSTIEGSVEHIKEL HIPHOP

- 4 **«Dann wird die Integration ganz leicht ...»** — Bildergeschichte anhand des Films «Neukölln Unlimited»
Von Werner Schiffauer und Elisabeth Kiderlen

MOBILITÄT IN DEUTSCHLAND

- 6 **Für die Zukunft nicht gewappnet** — Ergebnisse der empirischen Studie «Chancenungleichheiten in Deutschland»
Von Jutta Allmendinger
- 9 **Für eine aufstiegsoffene Gesellschaft** — Ein Essay
Von Ralf Fücks
- 11 **Aufstieg und Gleichheit: Was ist die neue soziale Frage?**
Von Stephan Ertner

MOBILITÄT IM INTERNATIONALEN VERGLEICH

- 12 **Die Vereinigten Staaten** — Nur ein Traum? Sozialer Aufstieg im Land der unbegrenzten Möglichkeiten
Von Joy Moses
- 13 **Großbritannien** — Sozial unbeweglich: Seit 30 Jahren hat sich auf den Britischen Inseln wenig geändert
Von Ralf Sotscheck
- 14 **Frankreich** — Nicht Ausschluss, sondern Eintritt in den exklusiven Club? Wie Frankreichs elitäre *Grandes Écoles* die soziale Frage beantworten
Von Daniela De Ridder

BILDUNG ALS VISION

- 15 **Lebensglück?** — Drei Fragen, drei Antworten
Von Helmut Fend

AUFSTIEGSVEHIKEL SPORT

- 16 **Endlich eine Heimat** — Eine Reportage über den Berliner Fußballclub *Türkiyemspor*
Von Fabian Jonas



SEITE 4

Werner Schiffauer: Professor für Kultur- und Sozialanthropologie an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder). Jüngste Veröffentlichung: «Nach dem Islamismus. Eine Ethnographie der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs», edition suhrkamp 2010.

Elisabeth Kiderlen: Redaktionsleiterin *Böll.Thema*.



JUTTA ALLMENDINGER
SEITE 6

Professorin für Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung an der Humboldt-Universität und Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung. Mitglied der Expertenkommission Forschung und Innovation der Bundesregierung. Veröffentlichungen (zus. mit Christian Ebner, Rita Nikolai): «Bildung in Europa 2010 – Ziele erreicht oder verfehlt?» *WSI-Mitteilungen* (im Erscheinen).



RALF FÜCKS
SEITE 9

Seit 1996 Vorstandsmitglied der Heinrich-Böll-Stiftung und Mitglied der Grundsatzkommission von Bündnis 90/Die Grünen.



STEPHAN ERTNER
SEITE 11

Referent für Bildung und Wissenschaft in der Heinrich-Böll-Stiftung und Koordinator des Programms «Was ist der deutsche Traum? Bildung – Integration – Aufstieg».



SEITEN 12–14

Joy Moses: Politikwissenschaftlerin am Center for American Progress in

Washington, D.C. Ihr Thema: Wie kann die nationale Armut innerhalb von zehn Jahren halbiert werden?

Ralf Sotscheck: *TAZ*-Korrespondent in England und Irland. Veröffentlichung: «Nichts gegen Engländer», Edition Tiamat 2008.

Daniela De Ridder: Projektleitung u.a. für Gender-, Diversitäts- und Personalmanagement bei CHE Consult. Veröffentlichung: «From Cost to Benefit? Zur wachsenden Relevanz von Gleichstellungsmanagement an Hochschulen», in: Handbuch Praxis Wissenschaftsfinanzierung, Berlin 2009.



HELMUT FEND
SEITE 15

Ordinarius em. für Pädagogische Psychologie an der Universität Zürich. Mitglied der Schulkommission der Heinrich-Böll-Stiftung. Veröffentlichung (hrsg. zus. mit F. Berger und U. Grob): «Lebensverläufe, Lebensbewältigung und Lebensglück. Ergebnisse der Life-Studie», Verlag für Sozialwissenschaften 2009.



FABIAN JONAS
SEITE 16

Seit 2009 Redakteur bei *11Freunde – Zeitschrift für Fußballkultur*. 2010 Henrich-Nannen-Preis in der Kategorie Humor für den Liveticker auf *11Freunde* (zus. mit den Kollegen A. Bock, D. Gieselmann und L. Vogelsang).



SYBILLE VOLKHOZ
SEITE 18

1989 – 90 Berliner Schulsensatorin, 1991 – 99 Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses. Seit 2005 Leiterin des «Bürgernetzwerks Bildung» des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller.



SEITE 20

Barbara John: 1981 – 2003 Ausländerbeauftragte des Berliner Senats. Vorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsver-

bands und des Beirats der Antidiskriminierungsstelle des Bundes.

Ulrike Baureithel: Redakteurin der Wochenzeitung *Freitag*, Lehrbeauftragte an der Berliner Humboldt-Universität.



MICHAELA WUNDERLE
SEITE 22

Journalistin, Übersetzerin und Autorin von Radiofeatures u. a. über die Gründe des Schulversagens vieler Kinder italienischer Zuwanderer. Veröffentlichung: «Die roten Brigaden», in: «Die RAF und der linke Terrorismus» (Hg.: W. Kraushaar), Hamburger Edition 2006.



ANDR  WOLTER
SEITE 24

Professor für Organisation und Verwaltung im Bildungswesen an der TU Dresden. Mitglied der Autorengruppe des «Nationalen Bildungsberichts».



SEITEN 26

Michael Opielka: Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Jena. Leiter des Instituts für Sozialökologie in Siegburg, Mitgründer des «Basic Income Earth Network» und des deutschen «Netzwerk Grundeinkommen». Veröffentlichung: «Grundeinkommen und Werteorientierungen», Wiesbaden 2010.

Michael J. Inacker: Vizepräsident der Metro AG, Mitglied im Innovationsrat von Baden-Württemberg. 2006 – 09 stellvertretender Chefredakteur der *Wirtschaftswoche*.



KLAUS WALTER
SEITE 28

Autor für Popkultur, Sport und Politik. Seit 1984 Radio-DJ beim Hessischen Rundfunk. Seine Sendung «Der Ball ist rund» wurde mehrfach zur besten Radiosendung Deutschlands gewählt. Seit 2008 Redakteur und Moderator beim Internetradio ByteFM. 2009 Grimme Online-Award für ByteFM.

Veröffentlichung: «Plattenspieler», ein Gespr chsbuch mit Frank Witzel und Thomas Meinecke (2005).



SEITEN 30 – 36

Lore-Maria Peschel-Gutzeit: 1991 – 2001 Justizsenatorin in Hamburg und Berlin. Veröffentlichung: «Unterhaltsrecht aktuell». Nomos Verlag 2008.

Gabriele Thöne: Seit 2008 im kaufm nischen Vorstand des Zoologischen Gartens (Berlin-West) und des Tiergartens (Berlin-Ost). 2002 – 06 Staatssekretärin für Finanzen des Landes Berlin.

Judith Lebiger-Vogel: Promovierte Psychologin, 2000 – 04 im Bundesvorstand der Grünen Jugend. Veröffentlichung: (zus. mit J., Barthel, Y. et. al.): «Da wirst du ja auch bekloppt bei.» Zum psychotherapeutischen Weiterbildungsinteresse Studierender. In: *Forum der Psychoanalyse*, 25 (3).



SIBYLLA FLÜGGE
SEITE 31

Professorin an der Fachhochschule Frankfurt a. M. und Frauenbeauftragte. Forschungsschwerpunkte: Familienrecht und Geschichte des Rechts der Frauen. Seit 1983 Mitherausgeberin der feministischen Rechtszeitschrift *STREIT*.



ANNETTE MAENNEL
SEITE 33

Leiterin des Bereichs Presse- und Öffentlichkeit bei der Heinrich-Böll-Stiftung. Jüngste Veröffentlichung: (mit Martina Hanf) «Thomas Brasch: Ich merke mich nur im Chaos». Interviews 1976 – 2001, Frankfurt 2009.



ELISABETH KIDERLEN
SEITE 35

Journalistin und Autorin. Veröffentlichung: «Iran und die Menschenrechte», in: Geiger, Gunter (Hrsg.) «Das Ringen der Menschenrechte um universelle Anerkennung». Verlag Barbara Budrich, erscheint Oktober 2010.

VOM AUFBRECHEN DER SACKGASSEN

- 18 **Wie muss eine aufstiegsorientierte Schule aussehen?**
Von Sybille Volkholz

- 20 **«Die Schule muss ihren Auftrag heute neu verstehen»** —  ber die Schwierigkeiten von Migrantenkinder mit dem deutschen Bildungssystem
Ein Gespräch von Ulrike Baureithel mit Barbara John

AUFSTIEGSVEHIKEL BÜHNE

- 22 **«Im Grunde haben wir uns nur immer selbst gespielt»** — Die Geschichte des ersten Migrantentheaters der Bundesrepublik
Von Michaela Wunderle

BILDUNG & ARBEITSMARKT

- 24 **Zu viel Studierende? Zu wenig Studierende?** — Bildung und Beschäftigung im Wandel
Von Andr  Wolter

PRO UND CONTRA

- 26 **Sollen Leistung und Einkommen entkoppelt werden?**
Michael Opielka vs. Michael J. Inacker

AUFSTIEGSVEHIKEL CASTING SHOW UND UNTERHALTUNG

- 28 **Entertainment, Sport, Verbrechen** — Das magische Dreieck der Hoffnung oder: ein gewissermaßen demokratisches Versprechen
Von Klaus Walter

AUFSTIEGSVEHIKEL QUOTE

- 30 **30–50–70** — Ein Drei-Generationen-Frauengespr ch über die Notwendigkeit der Quote
Mit Lore-Maria Peschel-Gutzeit, Gabriele Thöne und Judith Lebiger-Vogel

- 31 **Meilensteine auf dem Weg zu Quotenregelungen**
Von Sibylla Flügge

- 33 **«Nie wollten wir als <Quotilde> gelten»** — Ein Blick auf die eigene Geschichte und auf die Lebenseinstellung der Töchter
Von Annette Maennel

- 35 **«Interessiert und geeignet»** — Porträt von FidAR («Frauen in die Aufsichtsräte»)
Von Elisabeth Kiderlen

«DANN WIRD DIE INTEGRATION GANZ LEICHT, WEIL DU SAGST: DAS IST MEIN LAND»

Die Bundesrepublik ist Einwanderungsland. Das wird spätestens dadurch beglaubigt, dass Filme zum Thema Migration

heute nicht nur von Elend und Entwurzelung, sondern auch von Aufstieg, Aufstiegswillen und Aufstiegsmöglichkeiten erzählen – wie etwa der Dokumentarfilm «Neukölln Unlimited», eine kleine, Tellerwäscher-Story auf Berlinerisch. Dass dieser Film auf der Berlinale 2010 den «Gläsernen Bären» gewann, zeigt, dass die Einwanderungsgesellschaft das zu würdigen weiß.

Der Dokumentarfilm von Agostino Imondi und Dietmar Ratsch zeigt die Familie Akkouch, die vor 16 Jahren aus dem vom Bürgerkrieg zerstörten Libanon nach Deutschland gekommen ist und immer wieder von Abschiebung bedroht wird. Doch mit einer Energie, die das Publikum geradezu atemlos macht, versuchen die älteren Geschwister Lial (19) und Hassan (18), die Familie über Wasser zu halten. «Wir haben gehört, wenn man genug verdient, hat man die Chance, die deutsche Staatsbürgerschaft zu bekommen», erklären sie der Sozialarbeiterin. Wenn sie also für die finanzielle Unabhängigkeit der Familie sorgen könnten, hätten wohl die Mutter, der 15-jährige Maradona und das Baby einen gesicherten Status? Und so versuchen die Geschwister – einen Vater gibt es nicht – Geld zu verdienen, mit dem, worin sie Meister sind: Breakdance, Hiphop, Rap, Gesang.

Vor drei Jahren hatte es frühmorgens an die Tür geklopft, die Polizei hatte eine Abschiebeverfügung vorgezeigt. Sechs Wochen später sind alle wieder zusammen in Berlin, wie das zustande kam, zeigt der Film nicht. «Ich habe manchmal Angst, ich komme

WERNER SCHIFFAUER/ELISABETH KIDERLEN
MIGRATIONSSOZIOLOGE/JOURNALISTIN

nach Hause und niemand ist mehr da», sagt Lial. Die Angst führt zu einer wilden Entschlossenheit. Die Kamera begleitet

die Geschwister – auf den Straßen, am Ausbildungsplatz, in der Wohnung und zu den Orten, wo in *battles* und *contests* sich die besten Tänzer und Rapper zeigen. Auch Maradona versucht, zum Familienbudget beizutragen, indem er sich für eine Casting Show bewirbt.

Am Schluss hat Hassan das Abitur in der Tasche und touret mit Tanzgruppen durch ganz Europa. Lial hat ihre Karriere als Sängerin aufgegeben und lässt sich zur Eventmanagerin ausbilden. Und Maradona ist deutscher Vizemeister im Breakdance und macht eine KFZ-Lehre. Nicht zufällig spielt der Körper bei allen dreien die zentrale Rolle für ihren Aufstieg, denn primär auf dieser Ebene und nicht auf der Ebene der Sprache können sie in der Einwanderungsgesellschaft konkurrieren: die Begabung des Körpers als Ort der Gleichheit.

Allerdings lebt die Mutter mit dem Baby weiterhin im Schatten der Duldung – das Geld, das die Geschwister verdienen, hat nicht gereicht. Kurz vor der Filmpremiere sollten sie wieder ausgewiesen werden, doch, vielleicht lag es am Erfolg des Films, die Ausweisung wurde nicht vollzogen.

«Neukölln Unlimited» nimmt nicht die Perspektive der Opfer deutscher Ausländerpolitik ein. Die Perspektive des Films ist die des viel selteneren Trotzdem und des Ergreifens aller sich bietender Chancen. Die Hindernisse auf dem Weg kennen allerdings alle Migranten. ■■

- 1 **Maradonas Triumph.** Der 15-Jährige hat einen Preis im Breakdance-Wettbewerb gewonnen. Mit dieser veredelten Form des Männlichkeitskults gewinnt er Anerkennung. Die körperliche Meisterschaft verlangt ihm ungeheure Kraft und diszipliniertes Training ab: eine Aufstiegschance nur für eine winzige Minderheit, kein Weg für die Mehrheit der jugendlichen Emigranten.
- 2 **Integration schwer gemacht.** Dauern muss Hassan aufs Amt, um die Aufenthaltserlaubnis zu verlängern, einmal bekommt er sie nur für zwei Monate. Behördenwillkür führt üblicherweise zu Resignation und Passivität, auch investieren Unternehmer ungern in Jugendliche, von denen sie nicht wissen, ob sie bleiben. Doch Hassan findet seinen Weg: Beim Tanzturnier gewinnt er den begehrten Pokal. «Wenn man groß ist», sagt er, «muss man erst mal selber verstehen, dass man kein Ausländer ist, sondern Deutscher. Dann wird die Integration ganz leicht, weil du sagst: Das ist mein Land.»
- 3 **Zerhackte Zeit.** Die Angst, dass es jederzeit wieder zu einer Abschiebung kommen könnte, bestimmt das Leben der Familie und verhindert langfristige Planung. Ein Leben von Monat zu Monat. Insbesondere die Mutter lebt in Angst. Sie hat nicht viel zu bestimmen, ihr Verhältnis zur Außenwelt ist reduziert, abwartend und duldsam, aber um sie, ihre Freundlichkeit und das Baby gruppiert sich die Loyalität der Familie.



6 Zugehörigkeiten. Die Identifikation der Migranten mit ihrer Stadt und ihrem Bezirk ist sehr stark, das zeigen alle Untersuchungen. Das Verhältnis zu Deutschland hingegen ist ambivalent. Fremd und ohne Perspektive war für die Familie der Libanon, in den sie abgeschoben wurden: «Wir haben alles daran gesetzt, wieder hierhin zurückzukehren, wo wir zuhause sind, wo unsere Schule und unsere Freunde sind und wo unsere Sprache gesprochen wird» – nach Berlin-Neukölln.

4 Macho-Gehabe. Die Geschwister sorgen sich um Maradona, der immer wieder von der Schule suspendiert wird – wegen Disziplinproblemen, einmal auch wegen des Besitzes eines Teleskop-Schlagstocks: «Brauch ich», witzelt er, «Neukölln ist unsicheres Pflaster». Die Mutter vergöttert ihren kleinen Chauvi, doch sein Männlichkeitsgetue und der damit einhergehende Konfliktkurs produzieren Ärger in der Schule. Hassan weist Maradona auf seine Verantwortung gegenüber der Familie hin: «Hast du schon mal daran gedacht, dass du abgeschoben werden könntest?»

5 Geschlechterrollen. Hassan übernimmt wie selbstverständlich die Rolle des Familienoberhaupts. Lials Rolle ist allerdings alles andere als untergeordnet. Von Hierarchie ist nichts zu spüren, wenn die beiden Geschwister Strategien für die familiäre Zukunft entwickeln. «Es gibt schon Familien, wo die Frauen gleichberechtigt sind», sagt Lial, «das ist eine komplizierte Sache, um das zu verstehen, muss man in einer muslimischen Familie aufwachsen.» Die Dominanz der Männer hat allerdings weniger mit dem Islam zu tun als mit den kulturellen Traditionen des Herkunftsortes.

7 Die andauernde Präsenz des Nahost-Konflikts. Maradona protestiert gegen die israelische Politik im Gaza-Streifen auf dem Platz vor dem Roten Rathaus, Berlin. Das allgemeine Gefühl unter arabischen, aber auch generell unter muslimischen Jugendlichen ist, dass die eigene differenzierte Position nicht gehört wird – sie werden schnell pauschal des Terrorismus und Antisemitismus verdächtigt. Für Migrantenkinder gibt es keine Vorbilder aus der Welt ihrer Herkunftsfamilien, die die Integration in Europa fördern würden.

FÜR DIE ZUKUNFT NICHT GEWAPPNET

Ergebnisse der empirischen Studie «Kaum Bewegung, viel Ungleichheit»,
erstellt im Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung

JUTTA ALLMENDINGER
PRÄSIDENTIN DES WZB

WIE IST ES UM DIE SOZIALE MOBILITÄT IN DEUTSCHLAND HEUTE BESTELT?

Seit langem gibt es in Deutschland weniger soziale Mobilität als in anderen industrialisierten Ländern, weniger soziale Aufstiege und weniger Abstiege. Betrachten wir die langfristige Entwicklung genauer. Die im Krieg oder unmittelbar danach in Deutschland Ost und West geborenen Generationen waren vergleichsweise mobil. Von den 1940–49 geborenen Männern konnten in Westdeutschland ca. 40 Prozent eine höhere Klassenposition erreichen als ihre Väter, während etwas weniger als 15 Prozent im Vergleich zu ihren Vätern abstiegen. In Ostdeutschland stiegen ebenfalls gut 40 Prozent auf, etwa 16 Prozent stiegen ab. Deutlich anders war die Situation von Frauen. In den alten Bundesländern konnten weniger als 30 Prozent der Frauen aufsteigen, fast genauso viele verschlechterten sich. Im Osten gelang ca. 40 Prozent der Frauen des Jahrgangs 1940–49 ein Aufstieg, ungefähr 25 Prozent stiegen ab.

Schauen wir uns nun die Situation 20 bis 30 Jahre später an, stellen wir fest, dass es im Westen eine deutliche Annäherung zwischen Männern und Frauen gegeben hat. Beide Geschlechter verzeichnen zu etwa 35 Prozent Statusgewinne im Vergleich zu ihren Eltern, die Abstiege liegen für Männer wie Frauen um jeweils 20 Prozent. Anders in den neuen Bundesländern: Hier finden sich mehr Aufstiege für Frauen als für Männer. So stiegen 28 Prozent der zwischen 1970 und 1978 geborenen Frauen in den neuen Bundesländern auf, bei den Männern sind es knapp 18 Prozent. Gleichzeitig stieg etwas weniger als ein Drittel der ostdeutschen Männer und Frauen sozial ab.

All das zeigt, dass sich die soziale Mobilität für Männer und Frauen in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich entwickelt

hat. Für westdeutsche Männer haben sich die Aufstiegschancen geringfügig reduziert und die Abstiegsrisiken leicht erhöht. Für westdeutsche Frauen ist es dagegen klar aufwärtsgegangen. In den ostdeutschen Bundesländern sehen wir wiederum deutliche Verschlechterungen, die Aufstiegsmobilität geht insbesondere bei Männern rasant zurück. Ein sehr wichtiger Grund dafür sind die raschen Veränderungen des Arbeitsmarktes. Arbeitsplätze in der Industrie gingen und gehen weiterhin verloren, während der Dienstleistungsbereich stark expandiert. Allerdings zeigt sich auch, dass trotz dieser gravierenden Veränderungen der Grad der sozialen Vererbung von Eltern auf ihre Kinder in Deutschland nach wie vor hoch ist.

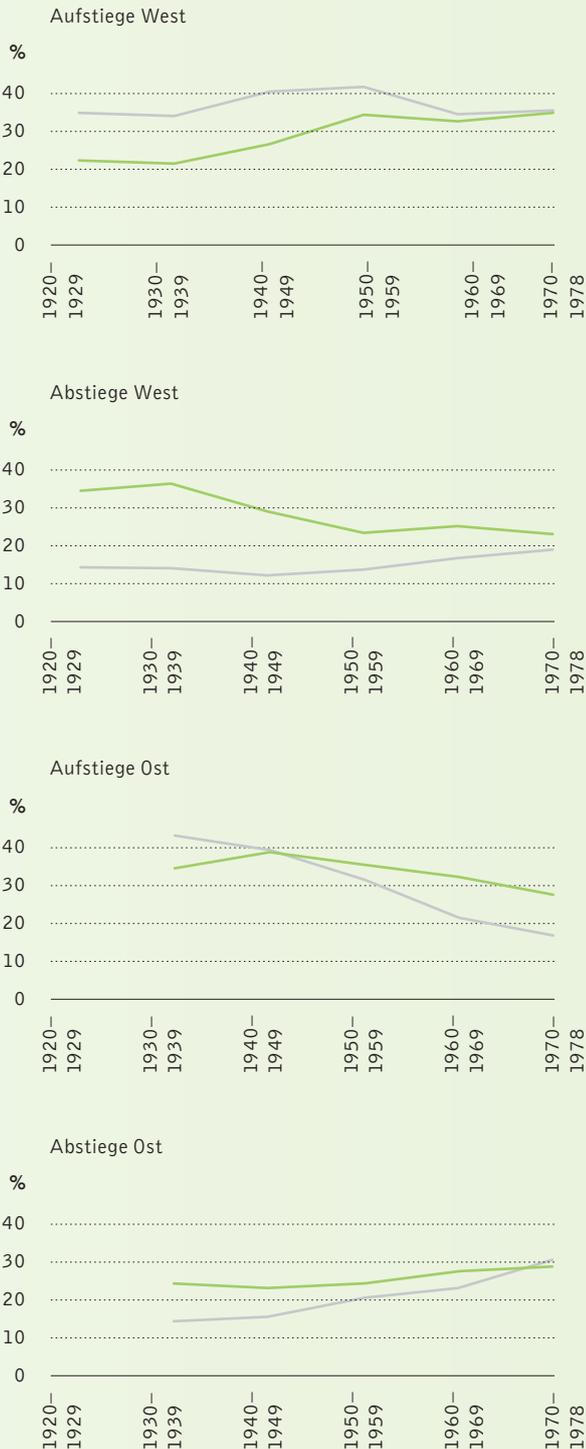
WARUM BESTIMMT DIE HERKUNFT DER ELTERN SO STARK DIE LEBENSPEKTIWE DER KINDER?

Die wesentliche Ursache ist die Bildung. Kinder aus bildungsnahen Schichten haben wesentlich bessere Möglichkeiten, selbst eine hohe Bildung zu erreichen als Kinder aus bildungsfernen Schichten. Dies gilt für Noten, Bildungsabschlüsse (Zertifikate) und kognitive Kompetenzen. Auch die Übertragung des sozialen Habitus von Eltern auf Kinder darf nicht unterschätzt werden.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Wir setzen im internationalen Vergleich viel zu spät an, Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern an Bildung heranzuführen. Nur 15 Prozent der Kinder zwischen drei und fünf Jahren können in Westdeutschland Kindertagesstätten besuchen. Unsere Halbtagschulen trennen Kinder meist im Alter von 10 Jahren. Wir verzichten auf sozialpädagogisch geschultes Personal und lehren noch immer im Klassenkontext, ohne die individuellen Bedürfnisse der Kinder ernst zu nehmen. Die meis-

ANTEIL VON AUF- UND ABSTIEGEN FÜR MÄNNER UND FRAUEN IN WEST- UND OSTDEUTSCHLAND

Geburtsjahrgänge — Frauen — Männer



Die Grafik zeigt beispielsweise, dass von allen Frauen in Westdeutschland in der ältesten Kohorte gut 20% eine bessere Position als ihre Eltern haben (gemessen an der Klassenposition des Vaters).

ten anderen Länder zeigen uns, dass es auch anders geht. Die Bildungsarmut liegt dort deutlich niedriger, und die Vererbung von Bildung ist weitaus weniger ausgeprägt.

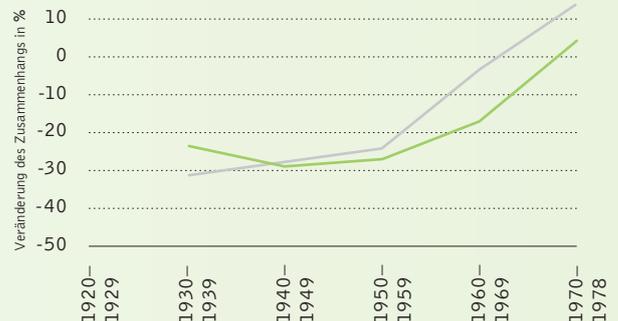
Unsere Analysen belegen weiterhin, dass der stark auf Beruflichkeit ausgerichtete deutsche Arbeitsmarkt diesen Trend unterstützt. Eine Ausbildung, ganz gleich ob in einem Betrieb, in einer Schule oder Universität, soll stets auf einen bestimmten Beruf vorbereiten. Mit diesem Beruf, so zumindest die bisherige Praxis, bleibt der junge Mensch sehr lange verbunden. Im Umkehrschluss heißt dies, dass die Berufswahl in Deutschland eine größere Bedeutung hat als anderswo. Auch hierbei spielen die Eltern eine große Rolle. Sie prägen die beruflichen Wünsche und Vorstellungen ihrer Kinder mit dem Ergebnis, dass in Deutschland vergleichsweise viele Kinder später den Beruf ihrer Eltern ergreifen.

ENTWICKLUNG DER RELATIVEN MOBILITÄTSRATEN FÜR WESTDEUTSCHLAND

Geburtsjahrgänge — Frauen — Männer



ENTWICKLUNG DER RELATIVEN MOBILITÄTSRATEN FÜR OSTDEUTSCHLAND



Die Entwicklung der Stärke des Zusammenhangs zwischen der Herkunft und der eigenen Position – bereinigt um strukturelle Veränderungen (z. B. weniger Arbeiterpositionen in der Industrie, mehr Beschäftigung im Dienstleistungssektor etc.). Die Zahl gibt an, um wie viel Prozent sich die Stärke des Zusammenhangs gegenüber der ersten Kohorte verändert hat. Zum Beispiel war der Zusammenhang in der Kohorte 1950–1959 für Männer in Westdeutschland um ca. 12% geringer als noch in der Kohorte 1920–1929.

WAS IST DRAN AN DEN ÄNGSTEN DER MITTELSCHICHTEN VOR DEM GESELLSCHAFTLICHEN ABSTIEG?

Alle Indikatoren weisen in die gleiche Richtung: Der Abstand zwischen oben und unten ist größer geworden, der Armutsockel wird breiter. Noch lässt sich Deutschland insgesamt als eine «nivellierte Mittelstandsgesellschaft» beschreiben. Karl-Martin Bolte fasste dies in den 1970ern in das Bild einer Zwiebel: ganz unten und ganz oben wenige Menschen, in der Mitte sehr viele.

Diese Zwiebel ist vor allem das Ergebnis von Einkommensdaten der amtlichen Statistik. Um den Zustand einer Gesellschaft besser zu beschreiben, bedarf es aber zusätzlicher Anhaltspunkte: Wie sehen die Deutschen die Verteilung von Arm und Reich insgesamt? Welches Bild haben sie von der Gesellschaft? Die meisten haben ein völlig anderes Bild im Kopf als die Zwiebel. Die Mehrheit sieht die Gesellschaft als Pyramide, Sinnbild für die schärfste Form sozialer Ungleichheit: Die breite Masse ist arm, und nur wenige besetzen die Spitze. Die Gesellschaft wird somit ungleicher erlebt, als sie wirklich ist. Diese Einschätzung teilen übrigens die Befragten, ganz unabhängig davon, wie es ihnen persönlich geht, ob sie in Lohn und Brot stehen, Arbeitslosengeld I oder Hartz-IV beziehen.

Fragt man, wo sie sich selbst innerhalb der wahrgenommenen Pyramide einordnen, verflüchtigt sich das Bild des ganz schroffen Gegensatzes zwischen den ganz wenigen oben und den vielen unten. Die Mehrheit der Befragten positioniert sich nämlich selbst im mittleren Feld, fühlt sich also der Mittelschicht zugehörig. So ergibt sich insgesamt wieder das Bild der Mittelstandszwiebel – inmitten der Pyramide.

Wie aber ist der Unterschied zwischen der Gesamtsicht und der Einordnung der eigenen Person zu erklären? Es kommt entscheidend darauf an, mit wem sich der Einzelne vergleicht. Die Sozial-

psychologen Leon Festinger (1954) sowie Henri Tajfel und John C. Turner (1979) formulierten, dass der Mensch versuche, bei sozialen Vergleichen immer positive soziale Identitäten oder eine «positive Distinktheit» herzustellen, nach dem Überlebensmotto: Es geht mir schlecht, aber vielen anderen geht es noch schlechter.

Der Schutzmechanismus mittlerer Selbsteinordnung könnte ein

•

Der Staat schützt vor subjektiver Armut, er befriedet. Gleichmaßen wird deutlich, dass finanzielle Transfers aus einer subjektiv empfundenen Armut nicht herausführen.

Man kann in Armut überleben. Umso wichtiger ist es, die Menschen zu befähigen, Armut auch subjektiv zu überwinden, ihnen Fähigkeiten zu übertragen.

•

Faktor sein, der die Unzufriedenheit dämpft. Ein anderer Selbstschutz deutet sich an, wenn man prüft, wo die Befragten eine Linie ziehen, unterhalb derer aus ihrer Sicht Armut beginnt. 70 Prozent der Hartz-IV-Bezieher zeichnen ihre subjektive Armutslinie oberhalb der eigenen Position. Sie betrachten also wesentlich mehr Menschen als arm, als es die Erwerbstätigen und die, die noch nicht lange arbeitslos sind, tun. Diese zuletzt genannten Gruppen ziehen die Linie tiefer, für sie gibt es in der Gesellschaft weniger Arme. Entscheidend ist dabei, dass es gruppenspezifische Armutslinien gibt. Das heißt nicht nur, dass diese Wahrnehmungen der sozialen Realität an den sozialstatistisch festgelegten Armutsdefinitionen vorbeigehen, sie lassen auch ahnen, wie uneinheitlich die soziale Wirklichkeit gesehen wird.

Die «tiefgreifenden soziologischen Differenzen», wie sie Georg Simmel in seiner Soziologie der Armut 1908 umriss, können auch als Schutzmechanismus gesehen werden: Jeder fügt sich sein eigenes Bild von Gesellschaft zusammen, und so entstehen keine einheitlich empfundenen Abgrenzungen, kein Ziel für alle, kein Gegner, von dem sich die große Mehrheit absetzen oder den sie entmachten will. So formt sich keine revolutionäre Masse. Karl Marx dürfte sich nicht bestätigt sehen, Simmel dagegen sehr wohl.

Diese Ergebnisse wären ohne staatliche Transfers nicht möglich, nicht ohne den Sockel von Hartz-IV, nicht ohne das Sozialgeld. Der Staat schützt vor absoluter Armut, er befriedet. Gleichmaßen wird hier deutlich, dass finanzielle Transfers aus einer subjektiv empfundenen Armut eben nicht herausführen. Man kann in Armut überleben. Umso wichtiger ist es, die Menschen zu befähigen, Armut auch subjektiv zu überwinden, ihnen Fähigkeiten (*capabilities*) zu übertragen, wie es die Rechtsphilosophin Martha Nussbaum und der Ökonom Amartya Sen ausdrücken. Hier sprechen wir dann insbesondere von Bildung, Ausbildung und Weiterbildung, den klassischen Antriebskräften sozialer Mobilität. Das formt das Protestpotenzial in ein Innovationspotenzial und dann in Innovation um, es macht aus einer eher starren und ruhigen Gesellschaft, eine beweglichere, für die Zukunft offenere – und besser gewappnete. ■■



Hinweis: «Kaum Bewegung, viel Ungleichheit. Eine Studie zum sozialen Auf- und Abstieg in Deutschland», verfasst von Reinhard Pollack (WZB), erscheint im Herbst 2010 in der Schriftenreihe der Heinrich-Böll-Stiftung.

FÜR EINE AUFSTIEGSOFFENE GESELLSCHAFT

RALF FÜCKS

HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG

Sozialer Aufstieg ist praktische Chancengerechtigkeit. Welchen Sinn soll Chancengerechtigkeit sonst haben, wenn nicht diesen: die Zufälle der sozialen Herkunft nicht zum ausschlaggebenden Faktor für die Biografie eines Menschen werden zu lassen, sondern allen die Möglichkeit zu geben, aus eigener Kraft vorwärtszukommen?

Nirgendwo ist diese Idee so in die Träume der Gesellschaft eingedrungen wie in den USA. Tatsächlich hat die amerikanische Einwanderungsgesellschaft über viele Jahrzehnte als sozialer Fahrstuhl funktioniert, der es Abermillionen Menschen ermöglichte, durch Bildung und harte Arbeit in die Mittel- und Oberschicht aufzusteigen. Allerdings hat die soziale Aufwärtsmobilität seit den 90er-Jahren stark abgenommen; die amerikanische Gesellschaft ist heute eine sozial segmentierte Gesellschaft mit schwer zu durchdringenden Barrieren, auch wenn sie noch immer märchenhafte Erfolgsgeschichten von Einwanderern und Pionierunternehmern produziert. Symptome dieser Entwicklung sind die Verfestigung generationsübergreifender Armut, die wachsende Polarisierung der Einkommen und der Niedergang der öffentlichen Einrichtungen, insbesondere des allgemeinen Schulwesens.

Der «amerikanische Traum» von Freiheit und sozialem Aufstieg hat Millionen europäischer Auswanderer angezogen, aber sein Einfluss auf die europäischen Gesellschaften blieb begrenzt – zu unterschied-



lich waren soziale Strukturen, politische Kultur und Mentalitäten der Alten und der Neuen Welt. Soziale Gerechtigkeit definiert sich in Kontinentaleuropa vor allem durch den Sozialstaat mit seinen garantierten Rechten, die staatliche Umverteilung von Einkommen sowie die kollektive Gestaltung der Arbeitsbeziehungen durch starke Gewerkschaften. In der deutschen Debatte

der letzten zwei Jahrzehnte ging es mehr um die Absicherung vor sozialem Abstieg denn um die Chancen für sozialen Aufstieg. Zwar schillerte der Begriff «Teilhabe-gerechtigkeit» durch die Programmdebatten der Grünen wie der SPD, aber der egalitäre Zugang zu Bildung, Arbeit und Kultur wurde nur selten als Hebel sozialen Aufstiegs formuliert.

Allerdings gab es auch in der Geschichte der Bundesrepublik Phasen massenhaften sozialen Aufstiegs, die durch die entsprechende Ideenwelt einer offenen Leistungsgesellschaft begleitet wurden. Das gilt insbesondere für die Zeiten des «Wirtschaftswunders» in den 50ern und frühen 60er-Jahren. Der Lebensstandard der gesamten Gesellschaft stieg rasant, und zugleich wuchsen die Mittel- und Oberschicht überproportional. Auch wenn die alten Eliten in Wirtschaft, Justiz und Verwaltung weiterhin den Ton angaben, stießen neue Führungskräfte «von unten» dazu. Die größte Leistung dieser frühen Jahre bestand in der sozialen Integration von zwölf Millionen Flüchtlingen, flankiert von einem 150 Milliarden

DM schweren «Lastenausgleich». Einen zweiten Schub sozialer Aufwärtsmobilität sahen die 70er- und 80er-Jahre, getragen von der sozialliberalen Bildungsreform, die Millionen von Arbeiterkindern erstmals die Türen zu Abitur und Studium öffnete. Gleichzeitig wuchs die Zahl der Angestellten und Beamten stark an; dementsprechend erweiterten sich auch die berufli-

chen Aufstiegsmöglichkeiten aus den unteren Etagen der Gesellschaft. Bildung wurde zu einem effektiven Hebel sozialen Aufstiegs.

Seit den 90er-Jahren ist diese Aufwärtsdynamik auch in Deutschland ins Stocken geraten. Die Barrieren zwischen Unter- und Mittelschichten haben sich verfestigt, die quasi naturwüchsige Tendenz zur Selbstreproduktion der Eliten hat sich verstärkt. Heute hat es etwas Antizyklisches, über Deutschland als «Aufsteigerrepublik» zu reden, wie es der ehemalige nordrhein-westfälische Integrationsminister Armin Laschet mit Fleiß tut. Der Begriff schwimmt gegen den Strom des Zeitgeists, der stärker von Abstiegsängsten als Aufstiegshoffnungen geprägt ist. Die öffentliche Debatte dreht sich um die gefühlte Erosion der Mittelschichten und die wachsende Armut inmitten einer wohlhabenden Gesellschaft. «Hartz IV» ist zum Synonym für soziale Deklassierung geworden, die auch Facharbeiter und Angestellte bedroht.

Gleichzeitig haben zahlreiche empirische Studien gezeigt, dass unser Bildungssystem sozial hoch selektiv ist: Bildungserfolg in Deutschland hängt stark von der sozialen Herkunft ab. Besonders beunruhigend wird es, wenn soziale Randlage, Bildungsarmut und ethnische Herkunft zusammenfallen. Die Tendenz zur Verfestigung eines migrantischen Prekariats birgt jede Menge sozialen und politischen Sprengstoff. Zwar haben wir Zehntausende Erfolgsgeschichten von Menschen mit dem berühmten Migrationshintergrund, aber sie erscheinen immer noch eher als Ausnahme denn als Regel, und oft genug mussten sie sich gegen vielfältige Widerstände, offene und verdeckte Diskriminierung durchbeißen. Es ist unübersehbar, dass der soziale Fahrstuhl bei uns nicht gut funktioniert. Für eine Einwanderungsgesellschaft ist das fatal. Denn Integration kann nur gelingen, wenn sie mit der Chance zum sozialen Aufstieg verbunden ist. Nur wenn es eine realistische Aussicht gibt, aus eigener Kraft voranzukommen, entwickelt sich die Motivation, sich in der Schule anzustrengen, eine qualifizierte Ausbildung zu absolvieren und sich mit der aufnehmenden Gesellschaft zu identifizieren.

In vielen Großstädten kommt bereits die Hälfte der Kinder aus Migrantenfamilien. Der künftige Wohlstand der Bundesrepublik hängt auch davon ab, wie viele Erfinder, Unternehmer, Fachkräfte aus ihren Reihen hervorgehen. Soziale Aufstiegchancen entscheiden auch über die Innovationskraft und ökonomische Dynamik einer Gesellschaft. Wir sollten uns nicht einbilden, den

Bedarf an Hochqualifizierten in hinreichender Zahl aus anderen Ländern anwerben zu können. Qualifizierte Zuwanderung muss sein, aber die größte und wichtigste Talentreserve haben wir im eigenen Land, bei den Kindern und Jugendlichen, die hier geboren wurden und werden. Um ihnen eine reelle Aufstiegsperspektive zu bieten, muss das gesamte Bildungssystem vom Kindergarten bis zur Universität auf den Prüfstand; ebenso die Einstiegs- und Aufstiegchancen von Migrantinnen und Migranten in Unternehmen und öffentlicher Verwaltung. Der demografische Wandel der nächsten Jahrzehnte erzeugt Bedarf an Fachkräften aller Art in großem Maßstab. Damit bieten sich auch neue Aufstiegchancen für Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen Milieus. Ob sie genutzt werden, wird sowohl individuell wie gesellschaftlich eine zentrale Frage.

Es wäre aber zu kurz gesprungen, die Verheißung sozialen Aufstiegs auf eine Migrationsfrage zu verkürzen. Es war und ist das große Versprechen der «sozialen Marktwirtschaft», die Klassengesellschaft zu überwinden, indem sie soziale Aufstiegchancen für alle gewährleistet. Ludwig Erhards Parole vom «Wohlstand für alle» war ja nicht in erster Linie ein staatliches Umverteilungsprogramm. Es ging darum, dass der Staat die Einzelnen dabei unterstützt, eine möglichst gute Bildung zu erwerben und beruflich erfolgreich zu sein, und zwar unabhängig von ihrer sozialen Herkunft.

Chancengleichheit ist eine republikanische Errungenschaft. Sie erweitert den rechtlichen und politischen Gleichheitsanspruch der Demokratie auf die soziale Sphäre. Zugleich geht es um eine dynamische Vorstellung von Gerechtigkeit, die individuelle Förderung mit Selbstverantwortung und Eigeninitiative kombiniert. Freiheitliche Politik zielt auf die bestmögliche Entfaltung jedes Einzelnen, nimmt den Bürgern aber ihre Verantwortung für ihr persönliches Fortkommen nicht ab.

Damit keine falschen Gegensätze aufgebaut werden: Die Orientierung auf sozialen Aufstieg macht den Sozialstaat nicht überflüssig. Max Webers Einsicht, dass die Verfügung über Besitz und Einkommen ganz spezifische Lebenschancen schafft, gilt auch heute. Deshalb muss die ökonomisch begründete Ungleichheit angegangen werden, um die Ungleichheit der Lebenschancen möglichst auszugleichen. Interessanterweise sind es nicht die Gesellschaften mit der größten Spanne zwischen Arm und Reich, in denen heute der soziale Aufstieg am besten gelingt. Das ist jedenfalls eine

der Erkenntnisse, die das britische Forscherduo Wilkinson & Pickett in seiner viel diskutierten Studie «Spirit Level» gewonnen hat. Nirgendwo ist die Aufwärtsmobilität höher als in Skandinavien. Als Regel gilt: Je besser die soziale Infrastruktur ausgebildet ist, desto durchlässiger wird eine Gesellschaft. Die primäre Verteilung von Lebenschancen beginnt bekanntlich in den Familien. Deshalb sind die soziale Stabilisierung von Familien und die möglichst frühe Förderung benachteiligter Kinder entscheidend. Eine Schlüsselrolle kommt dabei dem Bildungssystem zu, vom Kindergarten bis zur Universität.

Nicht alle werden ihren Weg nach oben machen und für sich selbst sorgen können. Deshalb braucht es ein zuverlässiges soziales Auffangnetz, das Schutz vor den Wechselfällen des Lebens bietet. Aber als bloßer Versorgungsstaat ist der Sozialstaat nicht zukunftsfähig. Er muss auf die Befähigung jedes Einzelnen zielen, sein Leben in die Hand zu nehmen und aus eigener Kraft erfolgreich zu sein. Das Leitbild einer aufstiegsoffenen Gesellschaft kombiniert Solidarität und Leistungsorientierung, statt sie gegeneinander auszuspielen. ■■■

AUFSTIEG UND GLEICHHEIT

DIE NEUE SOZIALE FRAGE?

STEPHAN ERTNER
HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG

Es ist sicher kein Zufall, dass sich im Schatten der Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise, die seit dem Sommer 2008 die Nachrichten bestimmen, eine neue Debatte um die Zukunft des Sozialen andeutet. Dabei gewinnen derzeit zwei Denkansätze an Zulauf, die auf den ersten Blick geradezu unvereinbar zu sein scheinen.

Da ist zum einen eine neue Egalitarismusdebatte, die zuletzt durch das Buch «The Spirit Level» der britischen Epidemiologen Richard Wilkinson und Kate Pickett befeuert wurde. Ihre These lautet, dass Einkommensungleichheit nicht nur für die Armen nachteilig ist, sondern der gesamten Gesellschaft, also auch den Reichen, schadet. Im internationalen Vergleich zeigen sie, dass nicht etwa ärmere Gesellschaften schlechter abschneiden als reichere, sondern «gleichere» Gesellschaften durchweg besser fahren als solche, in denen sich die Schere zwischen Arm und Reich weiter öffnet. Lebenserwartung, Kindersterblichkeit, Fettsucht, Kriminalität usw. – die Liste ist lang, die Ergebnisse sind verblüffend eindeutig: Japan und die skandinavischen Länder stehen durchweg gut da, die USA, das Vereinigte Königreich und Portugal landen in jeder Hinsicht auf den letzten Plätzen.

Die Befunde sind nach Ansicht der Autoren sozialpsychologisch zu erklären. Wer nur mit Mühe gesellschaftliche Anerkennung erlangen kann oder um seinen Status bangen muss, steht unter großem Stress. Der macht krank, unglücklich und verkürzt das Leben. Politisch müsse es also darum gehen, Einkommensungleichheit zu reduzieren. Schon kleine Fortschritte würden hier größere Wohlfahrtsgewinne erzeugen als das «Herumdoktern» an den einzelnen Symptomen. In Großbritannien hat «The Spirit Level» kontroverse Debatten ausgelöst, die nun auf den Kontinent herüberschwappen.

Weniger auf materiellen Ausgleich als auf die Gleichheit der Chancen bezieht sich ein zweiter Debattenstrang. Er kreist um die Figur des sozialen Aufstiegs. Das große Versprechen, dass jede und jeder durch eigene Anstrengungen vorankommen könne, würde heute nicht mehr eingelöst. So glaubt laut Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung von 2008 die Mehrheit der Deutschen, dass man eher durch Beziehungen reich werde als durch Begabungen oder harte Arbeit. Die Gesellschaft sei blockiert, der soziale Fahrstuhl würde klemmen. Eliten und Unterschicht reproduzierten sich zu-

nehmend selbst. Gefordert wird eine neue Politik der sozialen Durchlässigkeit, die faire Aufstiegschancen ermöglicht und strukturelle Blockaden – etwa durch Diskriminierung und herkunftsbedingte Benachteiligung – auflöst.

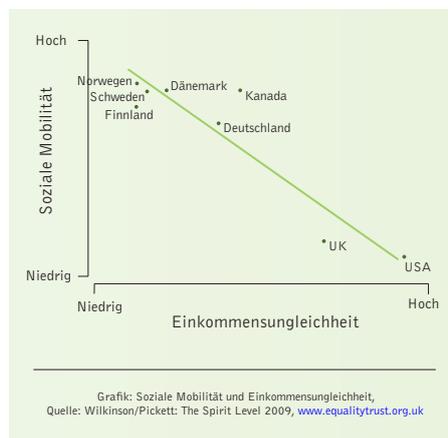
Was haben die beiden Diskussionsstränge gemein? Die Egalitarismusdebatte legt die Eindämmung wettbewerblicher Strukturen und den sozialen Ausgleich nahe; das Leitmotiv einer sozial mobilen Gesellschaft verweist auf Aspirationen und Anstrengungen von Individuen und damit auf Leistungsorientierung. Unvereinbar sind die Perspektiven deshalb nicht. Richtig ist zunächst, dass Aufstiege in Gesellschaften mit größerer Gleichheit besser funktionieren als in ungleichen. Intuitiv nachvollziehbar ist auch, dass materielle Voraussetzungen die individuellen Chancen auf den sozialen Aufstieg stark beeinflussen.

Welche Lehren kann man also aus der Zusammenschau der beiden Debatten ziehen? Prinzipiell bieten sich zwei Stellschrauben für die gesellschaftliche Reform an: zum einen die Verringerung der gesellschaftlichen Ungleichheit durch Maßnahmen wie Umverteilung und Mindestlöhne, zum anderen die Schwächung des Zusammenhangs von materieller Ungleichheit und individueller Zukunftschancen. Hier spielt eine starke öffentliche Infrastruktur eine überragende Rolle, etwa gute Kinderbetreuungseinrichtungen und gute Schulen, die ungleiche familiäre Startbedingungen ausgleichen könnten.

Vor allem bedarf es einer Neubetrachtung des Leistungsprinzips, denn dieses wird derzeit in gleich mehrfacher Weise ausgehöhlt. In der öffentlichen Diskussion dient der Rekurs auf Leistung häufig gerade nicht der Schaffung gleicher Chancen, sondern im Gegenteil der Statussicherung bereits Aufgestiegener. Das Stichwort lautet: «Mehr Netto vom Brutto». Damit hängt zusammen, dass oft zur Leistung erklärt wird, was eigentlich wirtschaftlicher Erfolg ist, beides darf nicht immer gleichgesetzt werden. So bestimmen sich Managerboni nach Angebot und Nachfrage auf Märkten und nicht durch persönliche Anstrengung. Werden sie dennoch leistungsadäquat gerechtfertigt, verstößt das im Vergleich zum Einkommen von Arbeitnehmern gegen Gerechtigkeitsvorstellungen. Problematisch ist drittens eine Art «Kolonialisierung» von Lebensbereichen mit Leistungsansprüchen, die zuvor anderen Prinzipien folgten. Wenn Gesundheit zur individuellen Leistung erklärt wird oder der eigene Arbeitsplatz der Leistungsrechnung unterworfen wird, verliert das Leistungsprinzip dort seine Legitimität und Wirksamkeit, wo der individuelle Einfluss auf die Verhältnisse begrenzt ist.

Das Versprechen, unabhängig vom Zufall der Herkunft durch eigene Leistung in der Gesellschaft vorankommen zu können, besitzt eine überragende Bedeutung für die Legitimation der gesellschaftlichen Ordnung und für die Vorstellung persönlicher Autonomie. Leistungsgerechtigkeit muss als soziale Norm gestärkt werden, um ständige Ordnungen zurückzudrängen und echte Chancengerechtigkeit herzustellen. Wilkinson und Pickett weisen jedoch darauf hin, dass es Grenzen der Leistungsorientierung geben muss in einer Gesellschaft, die

ungleich ist und zwangsläufig ungleiche Startbedingungen bietet. Ein Gleichgewicht muss gefunden werden zwischen Leistung, die sich lohnt, und Sicherheit, die nicht erst erworben werden muss. ■■■



NUR EIN TRAUM? SOZIALER AUFSTIEG IM LAND DER UNBEGRENZTEN MÖGLICHKEITEN

JOY MOSES

POLITIKWISSENSCHAFTLERIN AM CENTER
FOR AMERICAN PROGRESS, WASHINGTON, D.C.

Diesen Aufsatz über wirtschaftliche Mobilität in den USA schreibe ich im Wissen, dass Aufstieg tatsächlich möglich ist: Ich bin in ärmlichen Verhältnissen als Kind einer alleinerziehenden schwarzen Mutter aufgewachsen, die zunächst als Hilfslehrerin und später als Büroangestellte arbeitete. Nachdem ich von bestimmten Strategien zur Armutsbekämpfung profitiert hatte, konnte ich anschließend an Eliteuniversitäten studieren und bin Anwältin geworden. Von ähnlichen Erfahrungen können auch einige meiner Kolleginnen, Kollegen und Freunde berichten. Zudem hat es in der Geschichte unserer Nation eine Reihe von Berühmtheiten gegeben, die aus einfachen Verhältnissen stammten und außerordentlich erfolgreich geworden sind – von Abraham Lincoln und Andrew Carnegie bis hin zu Steve Jobs und Oprah Winfrey.

Vielleicht liegt es an Geschichten wie diesen, Geschichten von berühmten und zugleich ganz alltäglichen Menschen, dass so viele Amerikanerinnen und Amerikaner überzeugt sind, dass wirtschaftliche Mobilität möglich ist. 62 Prozent aller Eltern gehen davon aus, dass es ihre Kinder später einmal besser haben werden als sie selbst. Bei den einen wird sich diese Erwartung erfüllen, bei anderen nicht.

Von den Kindern, die dem einkommensschwächsten Fünftel der Bevölkerung angehören, verbleiben 42 Prozent auch als Erwachsene in dieser Einkommensschicht. Dieser Prozentsatz ist doppelt so hoch wie die bloße Zufallswahrscheinlichkeit. Von extremer Armut zu großem Wohlstand zu gelangen, ist in den USA nahezu unmöglich – nur ein Prozent der Kinder aus einkommensschwachen Familien schafft es, zu den fünf Prozent der Bevölkerung vorzustoßen, die an der Spitze der Einkommensverteilung stehen. Studien zufolge ist die wirtschaftliche Mobilität in Amerika im internationalen Vergleich stärker eingeschränkt als in vielen europäischen Ländern, Kanada und Australien.

Besonders besorgniserregend sind die Statistiken, die die dunkelhäutigen Amerikanerinnen und Amerikaner betreffen. Bei den Angehörigen dieser Gruppe ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie weiterhin in Armut leben werden: 54 Prozent der Schwarzen, die in das einkommensschwächste Fünftel der Bevölkerung hineingeboren wurden, verbleibt in dieser Einkommensschicht – gegenüber 31 Prozent der Weißen. Neuere Untersuchungen haben außerdem ergeben, dass bei Kindern von Schwarzen, die der mittleren Einkommensschicht angehören, ein wirtschaftlicher Abstieg wahrscheinlicher ist als bei anderen Kindern.



DIE VEREINIGTEN STAATEN

Ein wesentlicher Grund dafür ist der fehlende Zugang zu guter Bildung. Viele andere, hinreichend bekannte Hindernisse haben hier ihre Wurzeln. So wirken sich die elterlichen Einkommensverhältnisse zwar auf die Mobilität der Kinder aus, aber

dieser Faktor ist seinerseits wiederum abhängig vom Bildungsabschluss der Eltern.

Für viele arme Amerikaner und schwarze Amerikaner ist der Zugang zu einer hochwertigen Bildung durch schwer zu überwindende Barrieren versperrt. Ich hatte, wie oben erwähnt, die Möglichkeit, gute öffentliche Schulen zu besuchen – weil ich das Glück hatte, an speziellen Schulprogrammen mit Vorschule, Schulbusförderung und intensiven Lernprogrammen teilnehmen zu können. Die überwältigende Mehrheit der Kinder in meinem weitgehend von Schwarzen bewohnten Viertel hatte zu diesen Angeboten keinen Zugang. Dieses Szenario ist nicht untypisch.

Seit Amerika vor mehr als 45 Jahren «the war on poverty», den Krieg gegen die Armut, aufnahm, hat das Land eine Reihe segensreicher staatlicher Maßnahmen entwickelt, die zu verbesserten Bildungschancen und mehr Mitteln für Familien geführt haben. Diese Maßnahmen sind allerdings oftmals unterfinanziert, so dass sie nur einen Bruchteil der Menschen erreichen, die von ihnen profitieren sollten. Der Hauptgrund hierfür ist das ewige Ringen zwischen Progressiven (die mehr dafür ausgeben wollen) und Konservativen (die weniger Staat wollen).

Trotz dieser Schwierigkeiten ist Amerika nach wie vor ein Land voller Möglichkeiten, in dem wirtschaftliche Mobilität erreichbar ist. Viele Amerikanerinnen und Amerikaner haben nach wie vor den leidenschaftlichen Wunsch, alle noch verbliebenen Hindernisse auf dem Weg zur Mobilität zu überwinden. Mit etwas Optimismus lässt dies hoffen, dass die Zugehörigkeit zu den ärmsten Schichten Amerikas, etwa eine dunkle Hautfarbe oder irgendein anderes Merkmal, künftig nicht mehr bedeuten wird, dass man sich nicht trotzdem eine bessere Zukunft sichern kann. ■■■

Übersetzung: Andreas Bredenfeld

SOZIAL UNBEWEGLICH: SEIT 30 JAHREN HAT SICH AUF DEN BRITISCHEN INSELN WENIG GEÄNDERT

RALF SOTSCHECK
TAZ-KORRESPONDENT MIT
WOHNSITZ DUBLIN



GROSSBRITANNIEN

Vom Tellerwäscher zum Millionär – diese Hoffnung erfüllt sich in Großbritannien noch weniger als in den USA. Die Amerikaner haben immerhin einen Präsidenten gewählt, der Sohn einer alleinerziehenden Mutter ist, die zeitweise auf Lebensmittelmarken angewiesen war. In Großbritannien haben sie dagegen im Mai 2010 mit David Cameron zum 19. Mal einen Zögling der Eliteschule Eton zum Premierminister gemacht.

Sein Stellvertreter Nick Clegg sagte: «Es ist eine Schande und eine Tragödie, dass zwei Kinder, die zur selben Zeit im selben Krankenhaus geboren werden, in ihrem Leben völlig unterschiedliche Chancen haben, die vom Einkommen ihrer Eltern abhängen.» Diese Einschätzung stammt allerdings aus dem vorigen Jahr, bevor Clegg seine Liberalen Demokraten in eine Koalition mit Camerons Tories führte. Seine Äußerung bezog sich auf einen Untersuchungsbericht zu sozialer Mobilität, der von den Liberalen in Auftrag gegeben worden war. Der Bericht enthielt 27 Empfehlungen, um «die fortdauernde Ungleichheit in der Gesellschaft» zu beenden, darunter zinsfreie Darlehen an arme Familien.

Martin Narey, Geschäftsführer der Kinderwohlfahrtsorganisation Barnardo, der die Untersuchung leitete, sagte, Bildung sei nicht «der große Gleichmacher geworden, wie viele sich erhofft haben». Die Investitionen seien vor allem der Mittelschicht zugute gekommen. Ein grundlegendes Einkommen sei aber Vorbedingung für soziale Mobilität. Die oberen zehn Prozent besitzen in Großbritannien inzwischen jedoch mindestens hundert Mal so viel wie die unteren zehn Prozent. «Diese Analyse zerstört die Vorstellung», sagte Clegg, «dass Großbritannien eine freie und faire Gesellschaft ist.»

Nach Veröffentlichung des Berichts setzte der damalige Labour-Premier Gordon Brown eine «Social Mobility Commission» ein, die im Januar dieses Jahres zu einem ähnlichen Ergebnis kam. Alan Milburn, der Chef der Kommission, stellte fest, dass mehr als die Hälfte aller beruflichen Führungskräfte mit Menschen besetzt werden, die Privatschulen besucht haben, obwohl sie nur sieben Prozent aller Schüler ausmachen. Die vorgeschlagenen Gegenmaßnahmen hören sich eher hilflos an: Zunächst einmal wird die «Social Mobility Commission» beibehalten und soll alljährlich einen Bericht über eventuelle Fortschritte vorlegen. Des Weiteren soll der öffentliche Dienst sozioökonomischer Ungleichheit entgegenwirken, der Zugang zu den Universitäten erweitert und das Beratungsangebot für junge Menschen verbessert werden.

Das Problem ist seit längerem bekannt. Bereits 2007 hatte die Wohltätigkeitsorganisation Sutton Trust darauf hingewiesen, dass sich die soziale Mobilität in Großbritannien seit 30 Jahren nicht verbessert habe. Spätestens im Alter von sieben Jahren fallen begabte Kinder aus armen Familien in ihren schulischen Leistungen hinter weniger begabte Kinder aus reichen Elternhäusern zurück. 44 Prozent der reichen Kinder schaffen einen Universitätsabschluss, bei den Kindern aus armen Familien sind es gerade mal zehn Prozent. «Es ist eine Schande, dass Großbritannien immer noch am Ende der internationalen Tabelle der sozialen Mobilität steht», sagte Peter Lampl, der Vorsitzende der Organisation. «Es ist erschütternd, dass der Lebensweg junger Menschen vom Einkommen der Eltern abhängt, und dass sich daran in 30 Jahren nichts geändert hat.»

Es gibt Widerspruch gegen diese These. «Diese Schlussfolgerungen halten einer näheren Prüfung nicht stand», sagt Anthony Giddens, der frühere Direktor der London School of Economics. «Wenn man von sozialer Mobilität spricht, sollte man sich klarmachen, dass es dabei um einen langfristigen gesellschaftlichen Prozess geht. Ein Mensch muss mindestens 30 Jahre alt sein, ehe beurteilt werden kann, wie sozial mobil er ist. Wir werden also noch lange nicht wissen, welche Auswirkungen die Politik des früheren Premierministers Tony Blair auf die soziale Mobilität haben wird.» Giddens gehörte zu Blairs Beraterstab.

Doch auch Martin Narey lobt die Investitionen der Blair-Regierung in «Sure Start Children's Centres». Das sind Einrichtungen, die Eltern und Kindern seit 1998 frühkindliche Bildung, Tagesbetreuung, Gesundheitsfürsorge und Familienhilfe aus einer Hand anbieten. Die Initiative habe sich leider noch nicht so amortisiert, wie sie eigentlich sollte, fügte Narey hinzu. Aber vielleicht kommt es eines Tages noch dazu. ■■

NICHT AUSSCHLUSS, SONDERN EINTRITT IN DEN EXKLUSIVEN CLUB? WIE FRANKREICHS ELITÄRE GRANDES ÉCOLES DIE SOZIALE FRAGE BEANTWORTEN

DANIELA DE RIDDER

SOZIALWISSENSCHAFTLERIN BEI CHE CONSULT

Weder Gerhard Schröder noch Joschka Fischer hätten in unserem Nachbarland Frankreich politische Führungsmacht erzielt. Zweiter Bildungsweg oder ein abgebrochenes Studium? Die Frage, wer den Koch und wer den Kellner gibt – im Pariser Élysée-Palast wären beide wohl über die Rolle des Tellerwäschers nicht hinausgelangt. Denn die prestigeträchtigen Staatsämter, lukrativsten Verwaltungsjobs und machtvollsten Positionen in Unternehmen bleiben in Frankreich fast ausschließlich den 180 000 Absolventen und Absolventinnen der Grandes Écoles wie der École Normale Supérieure (ENS) oder der École Nationale d'Administration (ENA) vorbehalten.

Das Renommee der im 18. und 19. Jahrhundert entstandenen Grandes Écoles ist bedeutend höher als das der Universitäten, was nicht nur am ausgewählten Lehrpersonal, einer intensiven individuellen Betreuung oder an den lebenslangen Netzwerken liegt, die die Absolventen noch lange nach Verlassen der Hochschule pflegen: Die strengen, auch sozial selektiven Auswahlverfahren kann in der Regel nur bestehen, wer, nach dem *baccalauréat* hochmotiviert und dank eines entsprechenden sozial und kulturell geprägten Habitus vorgebildet, zwei Jahre lang die *classes préparatoires* besucht und schließlich den *concours d'admission* mit Bravour besteht. Wer dann Eingang in den exklusiven Club der wohlhabenden Bildungseliten gefunden hat, weiß, dass es nun darauf ankommt, möglichst einen der vorderen Plätze bei der *promotion*, der Rangliste der Jahrgangsbesten, zu ergattern: Je besser die Platzierung, um so größer die Chance, eine der bestbezahlten Stellen wählen zu können. Schließlich will man ja später als Mitglied des «Staatsadels», wie Pierre Bourdieu die Absolventen und Absolventinnen der Grandes Écoles im Staatsdienst nannte, auch seine eigenen Kinder dank Eliteausbildung in die Gesellschaft einführen.

Wer dies für antiquiert hält, darf sich in guter Gesellschaft wissen. Beim Wettbewerb um die besten Studierenden hat insbesondere der unüberhörbare Appell der Unternehmen der Grande Nation Veränderungen bewirkt; für hochwertige Qualifikationen mit Stationen in Paris, Strasbourg oder Toulouse sind diese durchaus bereit, die Studiengebühren zwischen 4000 und 13 000 Euro Jahresbeitrag als Stipendien zu übernehmen. Erwartet wird dafür eine Ausbildung mit mehr Auslandsaufenthalten und internationalem Flair.

Unter Druck geraten sind die Grande Écoles aber vor allem, weil Staatspräsident Nicolas Sarkozy auf mehr «soziale Verantwortung» drängt und im Zuge der Hochschulreformen verlangt, dass



FRANKREICH

ab 2012 mindestens 30 Prozent der begehrten Studienplätze für Stipendiaten und Stipendiatinnen mit Migrationshintergrund oder sozio-ökonomisch Benachteiligte reserviert werden: Nur auf diese Weise könne eine soziale Diversität erreicht werden, die

Grandes Écoles seien nicht für einen Kreis von Eingeweihten und für die Kinder des Großbürgertums reserviert. Jüngst hatte eine Studie ergeben, dass von den 80 französischen Top-Managern der 40 größten CAC-börsennotierten Unternehmen 63 eine Grande École absolviert hatten.

«Ein Land, das nur zehn Prozent seiner Bevölkerung zur Elitenauswahl heranzieht, beraubt sich 90 Prozent seiner Intelligenz», stichelte Sarkozy. «Die Grandes Écoles sind für alle, die hart arbeiten und Talent haben.» Inwieweit Sarkozy dabei seine eigene Biografie und seine Zuwanderungsgeschichte reflektierte, ist nicht bekannt.

Überrascht es da, dass entrüstete Schuldirektoren rund 230 Jahre nach der Französischen Revolution die Palastrevolte wagen und gegen die Quote Sturm laufen, weil sie sie für kontraproduktiv halten? Mut jedoch macht die Position von Richard Descoings, dem Leiter des Institut des Etudes Politiques in Paris (Sciences Po) mit seiner Politik der sozialen Öffnung. Weil er sich, anders als seine Kollegen, nicht nur mit langfristig wirkenden Tutorien und Mentoringprogrammen zufriedengeben wollte, stellen seine 2001 eingeführten Sonderaufnahmeverfahren für besonders gute Abiturienten und Abiturientinnen der 74 Partnerschulen in sozial benachteiligten Wohngebieten eine tatsächliche Reform hin zur sozialen Öffnung dar. Inzwischen bestanden über 600 sozial- und bildungsbenachteiligte Studierende das Aufnahmeverfahren. ■■■

LEBENSGLÜCK?

DREI FRAGEN, DREI ANTWORTEN

Bildungsforscher Helmut Fend ist u. a. bekannt für die «LifE-Studie», in der er 1979–1983 die Lebensläufe und die psychosoziale Entwicklung von 1500 Personen vom 12. bis 35. Lebensjahr untersuchte. Große Aufmerksamkeit widmete er dabei den Auswirkungen schulischer und sozialer Erfolge von Jugendlichen auf ihr erwachsenes Leben. 20 Jahre später befragte er die damaligen Jugendlichen erneut. So entstand ein detaillierter Datensatz, wie es ihn bislang noch nicht gegeben hat.

№ ①

Herr Professor Fend, ...

... Sie haben über einen Zeitraum von gut 20 Jahren die Lebensgeschichten von über 1500 Menschen untersucht und nach den Bedingungen geforscht, die zu einem gelungenen Leben führen. Wie stehen Sie heute zu dem Satz «Jeder ist seines Glückes Schmied»?

Pestalozzi hat die wunderbare Formulierung gefunden: Der Mensch ist das Werk der Natur, das Werk der Gesellschaft und das Werk seiner selbst. Das konnte ich in empirischen Studien, auch in unserer Langzeitstudie, bestätigt finden. Inwieweit jemand über das eigene Schicksal bestimmen kann, hängt sehr von den Umständen ab. Noch vor 200 Jahren war das nur einem

•
Für die seelische Stabilität ist ein zweiter Entwicklungsweg bedeutsam: nicht jener über Bildung, sondern jener über Bindung.
•

kleinen Teil der Bevölkerung gegeben, Geburt und Stand haben das Leben weitgehend vorbestimmt. Als eine große Erfolgsgeschichte der Moderne erleben heute viele die Chance, über schulische Bildungsprozesse ihr Schicksal in die Hand zu nehmen.

Die moderne Pädagogik hatte die großartige Vision entwickelt, alle in die Schule einzubeziehen und zu verantwortlichen Gestaltern des eigenen Lebens zu machen. Alle sollten sich gleichermaßen an den schulischen Lernangeboten abarbeiten können. Das wurde auch größtenteils realisiert. Ohne die Schule hätten viele weder heute noch früher eine Chance gehabt, das Leben als Werk ihrer selbst zu erleben. So kamen ca. 30 Prozent der Kinder, die wir mit unserer Forschung begleitet haben, aus nicht-

gymnasialen Elternhäusern zum Abitur. Bei solchen, bei denen zumindest ein Elternteil schon ins Gymnasium ging, waren es über 70 Prozent. Damit zeigt sich zweierlei: Chancen und die herkunftsbedingte Abhängigkeit von Chancen.

№ ②

In Hamburg tobte gerade ...

... ein «Schulkrieg» über die Frage, ob Kinder länger gemeinsam lernen sollen oder nicht. Es scheint, als würden diese Debatten von Jahr zu Jahr emotionaler und heftiger geführt, wohl weil Bildung als Schlüssel für eine erfolgreiche Karriere und ein glückliches Leben gilt. Aber stimmt das überhaupt?

Die Eltern, die Bildung als Schlüssel für eine erfolgreiche Lebensbewältigung sehen, liegen durchaus richtig. Deshalb investieren sie auch so viel, für viele gehört die bestmögliche Förderung der wenigen Wunsch Kinder zum Kern und *Movens* ihres Lebens. Für die Vereinbarkeit dieses Wunsches mit der eigenen beruflichen Laufbahn nehmen sie viel Mühe in Kauf, in der Regel bekommen sie dafür aber auch viel zurück.

Ein hohes Bildungsniveau und ein guter Bildungsabschluss sind Voraussetzung für eine anspruchsvolle Berufslaufbahn, einen relativ sicheren Arbeitsplatz und ein gutes Einkommen. Selbst das Gesundheitsverhalten (Bewegung, Abstinenz vom Rauchen, ein gesundheitsförderndes Gewicht) hängen mit dem Bildungsniveau zusammen. Im Alter übersetzt sich dies in hohe Lebenserwartung, selbständige Lebensführung und geringe Krankheitsanfälligkeit. Auch die Offenheit der Welt gegenüber, liberale und engagierte politische Einstellungen und kulturelle Interessen hängen mit dem Bildungsniveau zusammen.

Unsere Langzeitstudien haben aber eine wichtige Grenze gezeigt: Mit der Bildungslaufbahn ist nicht die ganze Breite des Lebensglücks bestimmbar. Psychische Ge-

sundheit, seelische Stärke, der Schutz vor Depression sowie die Lebenszufriedenheit sind nicht vom Bildungsniveau abhängig. Man kann auf allen Stufen der Schulabschlüsse glücklich werden. Für die seelische Stabilität ist ein zweiter Entwicklungsweg bedeutsam: nicht jener über Bildung, sondern jener über Bindung. Die sozialen Beziehungen, die jemand gelernt hat aufzubauen und zu pflegen, und die sozialen Beziehungsmuster hängen dicht mit dem «Glück» zusammen.

№ ③

Kann Schule dazu beitragen, ...

... dass alle Kinder die gleichen Startchancen erhalten?

Wie erwähnt, ohne Schulen hätten viele kaum eine Chance des sozialen Aufstiegs. Der Aufstieg führt für viele über diesen Pfad. Er wird aber in Zukunft schwieriger werden, da z. B. in Hamburg heute rund 25 Prozent der Gymnasiasten aus Elternhäusern kommen, die selber kein Gymnasium besucht haben. Schule kann mehr aber auch weniger dazu beitragen, dass die Chancen auch dieser Kinder, insbesondere solcher mit Migrationshintergrund, steigen.

Bevor Kinder zur Schule kommen, ist schon viel passiert, sie betreten die Schule mit sehr unterschiedlichen Ressourcen. Oft treffen mehrere Jahrgänge kognitiver Entwicklung in einer Klasse aufeinander. Die Schule kann viel tun, um Sackgassen zu vermeiden. Geschieht dies, entstehen immer erneut Chancen, nach neuen Erfahrungen auch neue Wege einzuschlagen. Unsere 12-Jährigen z. B. haben zu mehr als 30 Prozent andere Bildungswege eingeschlagen als die, die ihnen ursprünglich durch die Eingruppierung in Schulformen vorgegeben wurden.

Wenn die Akzeptanz gegeben ist, die lokalen Umstände es nahelegen und die historischen Umstände hilfreich sind, dann ist längeres Lernen durchaus ein Instrument, das in Verbindung mit einer guten Pädagogik hilfreich sein kann. Wenn dem nicht so ist, dann ist die Pflege zweiter Chancen zu anspruchsvollen Bildungswegen eine wichtige Strategie. In der gegenwärtigen historischen Phase würde ich den Schwerpunkt auf sozialpolitische Maßnahmen legen, die gezielt und mit sichtbaren Investitionen jenen helfen, die es von Geburt und Lebenslage her nicht so leicht haben, das Beste aus ihren Möglichkeiten zu machen. ■■■

Die Fragen stellte Stephan Ertner



ENDLICH EINE HEIMAT

LIEBLINGE ALLER INTEGRATIONSPOLITIKER, GEEHRT FÜR IHRE SOZIALE ARBEIT MIT ZAHLREICHEN PREISEN. LIEBER WÄRE IHNEN ABER, WENN DAS NICHT NÖTIG WÄRE. SEIT 32 JAHREN VERSUCHT TÜRKIYEMSPOR BERLIN EIN GANZ NORMALER DEUTSCHER VEREIN ZU WERDEN.

FABIAN JONAS
REDAKTEUR VON *11FREUNDE*,
ZEITSCHRIFT FÜR FUSSBALLKULTUR

In der Halbzeitpause schallt Musik aus den Lautsprechern des Berliner Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportparks. Seit dem Aufstieg in die Regionalliga im Sommer 2008 trägt Türkiyemspor Berlin hier gezwungenermaßen seine Heimspiele aus, weil das angestammte Katzbachstadion in Kreuzberg den Sicherheitsauflagen des DFB nicht mehr genügt. Heimisch geworden sind sie am Prenzlauer Berg aber noch nicht, in der letzten Spielzeit lag der Zuschauerschnitt bei 286 Besuchern.

Großen Aufwand betreiben sie deswegen auch nicht. Der Einfachheit halber lässt der DJ einfach eine CD von Queen durchlaufen, auch dann noch, als das Spiel schon längst wieder läuft und die Scheibe ständig hakt, bis ein gegnerischer Fan brüllt: «Nu, mach endlich die Scheiße aus!» Ein Lokaljournalist schüttelt den Kopf: «Das ist kein eingespieltes Team hier», ein anderer assistiert: «Wenn sie wenigstens so türkische Derwisch-Musik spielen würden ...»

Die Vorstellung von den türkischen Derwischen hat sich gehalten. Sie ist über 20 Jahre alt und stammt aus der erfolgreichsten Zeit des Klubs. Ende der 80er-Jahre war Türkiyem – «meine Türkei» – der Stolz der türkischen Fußballfans in Berlin. Regelmäßig besuchten mehrere tausend Zuschauer die Spiele des Vereins im oft aus allen Nähten platzenden Katzbachstadion. Seit der Anmeldung im Ligenspielbetrieb 1983, unter dem Namen Izmirspor, war man viermal in Folge aufgestiegen, bis in die Oberliga Berlin, damals die dritthöchste Spielklasse Westdeutschlands. 1987 erfolgte die Umbenennung in Türkiyemspor, denn längst kamen die Spieler aus allen Teilen des Heimatlandes und nicht mehr nur, wie zu Beginn, aus der Ägäisstadt Izmir. Der Verein war eine Ersatzheimat türkischer Migranten und ihrer Kinder geworden. Denn Türkiyem war mehr als nur ein Fußballklub.

Von über 1,5 Millionen in Deutschland lebenden türkischen Staatsbürgern hatte es bis dahin kaum einer in die erste Liga geschafft. Profis wie Erdal Keser von Borussia Dortmund waren die absolute Ausnahme. Der Erfolg Türkiyems war deshalb auch eine Genugtuung, ein Zeichen, dass man es, wenn man nur dieselben Bedingungen hatte wie die Deutschen, auch zu etwas bringen konnte. Nicht nur im Fußball. Für den Berliner Sport war Türkiyemspor auch so etwas wie ein Kulturschock, denn hier ging es deutlich turbulenter zu, als man das gewohnt war.

Günter Hartmann, Betreiber einer Fan-Homepage und lange Jugendleiter des Vereins, war sofort begeistert, als er 1987

Türkiyemspor besuchte und die feurige Stimmung auf den dichtgefüllten Rängen hautnah erlebte. «Nach jedem Tor sind die Zuschauer erst einmal auf den Platz gestürzt», erzählt er, «ohne besonderen Grund, sie wollten einfach vor Freude mal eine kleine Runde drehen und sind dann wieder zurück auf ihre Plätze.» Doch so friedlich ging es nicht immer zu, schnell zeigte sich, dass man nicht nur Freunde hatte. Immer wieder kam es zu rassistischen Anfeindungen, und als Türkiyemspor im Oktober 1989 nach einem nicht gegebenen Tor gegen Rapide Wedding den Linienrichter attackierten, titelte *Bild* am nächsten Tag: «Türkenrandale im Wedding».

Sportlich hingegen ging die Erfolgsserie weiter. Zwischen 1988 und 1991 gewann der Verein dreimal den Berliner Landespokal. In der Saison 1990/91 klopfte Türkiyemspor schließlich vehement an die Tür der zweiten Bundesliga, mittlerweile als Multi-Kulti-Verein mit Spielern aus sechs Nationen, darunter auch Deutsche. Der Traum vom Profifußball platzte erst am letzten Spieltag, nach einem 0:5-Debakel im mit 7000 Zuschauern völlig überfüllten Katschbachstadion.

19 Jahre später ist der Verein ein Stück weit ein ganz normaler Regionalligist im Niemandsland zwischen Amateur- und Profifußball, dem es vor allem an einem fehlt: Geld. Fremdenfeindliche Beleidigungen sind seltener geworden. Es gibt sie noch, aber anders als in den ersten Jahren nach der Wende, als Spieler und Fans von rechten Horden teilweise mit Baseballschlägern empfangen und verabschiedet wurden, sind Übergriffe die Ausnahme und nicht mehr die Regel. Dennoch merken sie bei Türkiyemspor noch immer, dass sie anders wahrgenommen werden.

Vor ein paar Jahren, als der heutige Chefcoach Taskin Aksoy noch Trainer der A-Jugend war, musste er sich von einem Schiedsrichter aus Halle fragen lassen, ob seine Jungs denn überhaupt spielberechtigt seien, die meisten hätten ja türkische Namen. Dass es auch deutsche Jugendliche mit türkischen Namen geben könnte, schien außerhalb der Vorstellungskraft des Mannes zu liegen. «Da gibt es immer noch Informationsrückstände, denen man begegnen muss», glaubt Aksoy. Bei Türkiyemspor tun sie das auf ihre Weise: Während in der Jugend noch immer viele Migrantenkinder spielen, unter anderem auch deshalb, weil diese in Kreuzberg eben die Mehrheit stellen, sind die Deutschen in der ersten Mannschaft und auch im Vorstand in der Überzahl. Der Verein ist zu einem Vorzeigobjekt geworden. Er engagiert sich in Initiativen

gegen Gewalt, Rassismus und Homophobie. Vor allem und immer wieder aber geht es den Verantwortlichen um Integration.

In den Nachwuchsmannschaften spielen Kinder und Jugendliche aus 26 Nationen, es gibt vier Mädchenteams und demnächst auch eine Frauenmannschaft. Sie arbeiten eng mit Sozialprojekten und Schulen zusammen und versuchen, die Kinder und Jugendlichen im Problembezirk Kreuzberg-Neukölln von der Straße zu holen. Neben vielen anderen Auszeichnungen gab es da-



BERLINER POKALFINALE 1988, TÜRKIYEMSPOR – BFC PREUSSEN 2:1, KATZBACHSTADION

für 2007 den Integrationspreis des DFB. Vor allem aber hat Türkiyemspor heute ein anderes Selbstverständnis als Ende der 80er-Jahre: «Wir sind ein deutscher, ein Berliner Verein, der nur noch Türkiyemspor heißt, weil der Name inzwischen eine Marke ist», sagt Fikret Ceylan, bis Juni 2010 lange Jahre ehrenamtlicher Manager des Vereins. Deswegen wurde bislang auch davon abgesehen, sich einen deutschen Namen zu geben, obwohl das immer wieder im Gespräch war.

Hintergrund dieser Überlegung war die Hoffnung, endlich größere deutsche Sponsoren anlocken zu können, was in der 32-jährigen Vereinsgeschichte nicht der Fall war. Der Klub finanziert sich zum Großteil durch zahlreiche kleine Sponsoren aus der türkischen Gemeinschaft. «Es wäre schön, wenn irgendwann jemand anerkennt, dass wir mit unserer sozialen Arbeit etwas für Deutschland leisten. Neben dem Fußball», sagt Ceylan. Viel Hoffnung hat er nicht: «Ich glaube, in den Hinterköpfen gibt es immer noch Vorbehalte gegen Türken.»

Vor allem unter den türkischstämmigen Vereinsmitgliedern gibt es einige, die sich heute noch benachteiligt fühlen, unerwünscht. Auch weil sie keine andere Erklärung dafür haben, dass Berlin es in 32 Jahren Vereinsgeschichte nicht geschafft hat, dem Klub ein festes Trainingsgelände zur Verfügung zu stellen. Seit Jahren tingeln

A-Jugend und Regionalliga-Team von Platz zu Platz, trainieren mal hier, mal dort. Günter Hartmann und Nico Borsetzky, Koordinator für Schul- und Mädchenfußball, zucken dennoch zusammen, wenn jemand aus der Führungsriege vermeintliche Vorurteile thematisiert.

Wenn der Vorstand sich erregt und Vorwürfe erhebt, macht das die Arbeit an der Basis nicht leichter. Und viele der Probleme sind hausgemacht: «Wir haben einfach die Strukturen nicht, die wir angesichts des sportlichen Erfolgs bräuchten.» Die Öffentlichkeitsarbeit, die Geschäftsführung, die komplette Nachwuchsarbeit und alle sozialen Projekte liegen ausnahmslos in der Hand ehrenamtlicher Mitarbeiter. Vieles bleibt dabei liegen. «Manchmal schaffen wir es ja sogar, Werbeplakate für unsere Spiele drucken zu lassen. Aber dann finden wir niemanden, der sie aufhängt», so Borsetzky.

Denn auch das ist Türkiyemspor: Kein eingespieltes Team und ein Verein, bei dem in regelmäßigen Abständen alles in die

Luft zu fliegen droht. Kürzlich war es wieder so weit. Von massiven Finanzproblemen war die Rede, der Verein, so hieß es im Umfeld, stünde kurz vor der Insolvenz. Am Ende trat der alte Vorstand geschlossen zurück, nun soll ein neues Team versuchen, den Spagat zwischen sportlichem Erfolg und sozialem Engagement, zwischen Regionalligafußball und Nachwuchsförderung hinzubekommen.

Immerhin ist die Zeit des Nomadentums bald vorbei. Bis 2011 soll im Prenzlauer Berg ein Trainingszentrum für die Regionalligamannschaft und die A-Jugend entstehen. Und auch wenn ein ähnliches Projekt für die Nachwuchsmannschaften in Kreuzberg vorerst auf Eis gelegt wurde, sieht es so aus, als wäre Türkiyemspor dabei, endlich im deutschen Fußball anzukommen. Als ein deutscher Verein. Mit deutschen Problemen. ■■

IN DEN NACHWUCHSMANNSCHAFTEN SPIELN JUGENDLICHE AUS 26 NATIONEN



WIE MUSS EINE AUFSTIEGSORIENTIERTE SCHULE AUSSEHEN?



LESEPATEN IM EINSATZ: DIE KINDER SCHÄTZEN ES, WENN ERWACHSENE GEDULDIG ZUHÖREN. SO BEKOMMEN AUCH SCHWÄCHERE SCHÜLER INTERESSE AM LESEN.

SYBILLE VOLKHOLZ

EHEM. BERLINER SENATORIN FÜR SCHULE,
BERUFSBILDUNG UND SPORT

1. VORBEMERKUNG

In demokratisch verfassten Gesellschaften gilt grundsätzlich das Versprechen der politischen Teilhabe für alle Bürger. Genauso gilt das soziale Versprechen, dass alle Positionen durch Anstrengungen und Befähigungen grundsätzlich durch jeden erworben werden können. Spätestens seit den PISA-Studien wissen wir, dass diese Versprechen nicht eingelöst sind. Die starke Koppelung des Schulerfolgs, eines wichtigen Aufstiegsvehikels, an die soziale Herkunft ist genauso wenig hinnehmbar wie die Minderqualifikation eines großen Teils der Schulabgänger. Hier wird systematisch eine Risikogruppe produziert, die von Kindheit an die Erfahrung von Vernachlässigung und mangelnden Chancen macht und für das eigene Leben kaum positive Perspektiven entwickeln wird.

2. MÖGLICHE URSACHEN FÜR DIE HOHE SELEKTIVITÄT DES SCHULSYSTEMS

Es liegt nahe, im gegliederten deutschen Schulwesen und der Zusammenballung der Lernzeit auf die Halbtagschule die Ursachen für die mangelnde Förderfähigkeit der Schule zu vermuten. Beide Faktoren fungieren ohne Zweifel als Aufstiegsbarriere. Dies wird

im Weiteren als bekannt vorausgesetzt und der Fokus auf weniger diskutierte Schwächen der Schule gelegt:

An Kinder aus bildungsfernen Schichten oder Kinder mit Migrationshintergrund werden oft geringe Erwartungen gestellt, dies gilt insbesondere für türkische und arabische Jugendliche. «Zahlreiche Forschungsarbeiten zeigen, dass die Erwartungen, die Lehrer und Lehrerinnen hinsichtlich der Potenziale und Leistungen ihrer Schüler und Schülerinnen haben, die tatsächlichen Bildungsverläufe beeinflussen können. Lehrkräfte erwarten von Schülern aus unteren sozialen Schichten, aus eingewanderten Familien oder ethnischen Minderheiten häufig weniger.»¹ Die Wirkung von Vorurteilen und *self-fulfilling prophecies* sind in der Sozialwissenschaft und der Psychologie hinreichend erforscht.

Offensichtlich werden in verschiedenen Ländern Leistung und Leistungsorientierung unterschiedlich gewertet. In kanadischen Schulen z. B. wird die positive Besetzung von Leistung durch die öffentliche Aushängung von Auszeichnungen, aber auch in Äußerungen von Schülern und Lehrkräften deutlich. Dagegen sehen sich deutsche Schüler häufig dem Strebervorwurf ausgesetzt. Auch bei Lehrkräften wird die Betonung von hohen Leistungsanforderungen schnell mit der Befürchtung von Ausgrenzung verbunden und der Sorge, dass schwächere Schüler dabei verlieren könnten.

Befürworter hoher Leistungsstandards wiederum formulieren diese häufig eher als abschreckende Drohung denn als positives Ziel, zu dem junge Menschen befähigt werden sollen und können.

Kultur und Bildung in Deutschland – vor allem auch die Vorstellung von Allgemeinbildung – sind in ihren Definitionen emphatisch aufgeladen und eher auf Abgrenzung gegenüber Nichtgebildeten bedacht denn auf Inklusion. Solchen Einstellungen gegenüber hat es die Kategorie «Leistung» schwer, die eher aus dem ökonomischen Sektor kommt. Auch aus diesem Grund gibt es Vorbehalte gegenüber der OECD, die bei den Pisa-Studien von Kompetenzen ausgeht. Unsere derzeitigen schulischen Curricula sind eher geeignet zu definieren, wer nicht gebildet ist, als dass sie für Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen Elternhäusern ausreichende Anreize bieten. Die Ergebnisse internationaler Vergleichsstudien lassen sehr wohl den Schluss zu, dass gerade benachteiligte Jugendliche in ihren Kompetenzpotenzialen unterfordert werden, weil die Lerngegenstände hierzulande für sie ungeeignet sind.

3. REFORMEMPFEHLUNG – WIE KANN EINE AUFSTIEGSORIENTIERTE SCHULE AUSSEHEN?

Die bisherigen Defizitbeschreibungen legen bestimmte Reformmaßnahmen nahe. Die Entwicklung zur Zweigliederigkeit bei den Schulformen der Sekundarstufe, wie sie zurzeit in vielen Bundesländern stattfindet, ist ein positiver Entwicklungsschritt, sie muss aber begleitet werden von Maßnahmen, die Lehrkräfte befähigen, mit der Heterogenität umzugehen.

Kinder – vor allem die der sogenannten Risikogruppen – brauchen viel Zeit und Zuwendung von Erwachsenen. Deshalb ist die Entwicklung zur Ganztagschule richtig, wie sie in vielen Bundesländern gefördert wird. Diese genannten Maßnahmen sind Reformen, die viele Anstrengungen erfordern, aber fast noch schwieriger ist es, die Haltung der beteiligten Akteure zu ändern.

Bereits in der Ausbildung sollte der Auswirkung der Erwartungshaltungen der Lehrenden an ihre Schüler größere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die Reflexion der eigenen Wirkung muss eine größere Rolle spielen. Ebenso muss die Sensibilität für milieubedingte Verhaltensweisen gefördert werden. So schreibt der Forscher Michael Vester: «Erst die Kompetenz der Lehrenden, diese symbolischen Milieudifferenzen zu entschlüsseln und zu reflektieren, würde eine milieugerechte pädagogische Förderung von Chancengleichheit ermöglichen.»

Zudem muss die schulische Arbeit an einer positiven Besetzung von Leistung orientiert sein. Es sollte als Grundsatz gelten, dass bei allen Fördermaßnahmen darauf geachtet wird, wie weit wirklich die Leistung zählt und gesteigert wird. Es wäre viel erreicht, wenn die anderen Faktoren wie Schichtzugehörigkeit und der entsprechende Habitus stärker kontrolliert werden könnten.

Dazu gehört, dass die Schule sich klare Leistungsstandards setzt, an denen sich alle orientieren können und an denen sie sich messen lässt. Die Schule ist verantwortlich, dass möglichst alle Kinder die Ziele erreichen. Klare Leistungsstandards und hohe Anforderungen dürfen nicht Auslese Kriterien sein, sondern der Maßstab, den möglichst viele erreichen sollen. Dazu gehören das Zutrauen, dass Kinder und Jugendliche dies schaffen können, und eine lernfreundliche Umgebung, die sie darin unterstützt. Wie hohe Leistungsanforderungen mit einem lernfreundlichen Klima verbunden werden können, ist im Film «Rythm is it!», der das *Education Project* der Berliner Philharmoniker mit Berliner Schülern und Schülerinnen dokumentiert, zu beobachten. Diese Haltung gehört allerdings noch lange nicht zum schulischen Alltag.

4. ERWERB VON KOMPETENZEN UND/ODER ALLGEMEINBILDUNG?

Eine aufstiegsorientierte Schule schafft auch mit der Auswahl ihrer Lerngegenstände Anreize. Die internationalen Leistungsvergleiche wie PISA arbeiten mit der Messung von Kompetenzen. Dies hat im deutschen Feuilleton zu erheblichen Debatten geführt, ob sie dem deutschen Bildungsbegriff angemessen sind. Kompetenzen sind das notwendige Fundament für die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Texte lesen und verstehen und ein Alltagsproblem auf seine mathematische Lösbarkeit hin erfassen, sind Voraussetzungen für die Bewältigung des Lebens. Die Auswahl der schulischen Lerngegenstände muss sich daraus legitimieren, dass sie zum Kompetenzerwerb motiviert. Zur Auswahl schulischer Bildungsinhalte gehört auch die Vermittlung kultureller Traditionen, aber entscheidend ist nicht die Fachsystematik und was als Rahmenplan abgearbeitet wird, sondern der Blick darauf, was von Jugendlichen als Kompetenz erworben wurde.

5. REGIONALE VERANTWORTUNGSGEMEINSCHAFTEN

Eine aufstiegsorientierte Schule erfordert die Kooperation aller Personen und Institutionen, die an der Erziehung und am Aufwachsen von Kindern beteiligt sind. Dies gilt insbesondere für die Benachteiligten. Das heißt konkret: Spätestens von der Einschulung an müssen Eltern und Schule sowie sonstige Erwachsene besser kooperieren. So müssen systematisch Gelegenheiten zur Absprache gesucht werden. Hier bieten sich z. B. Bildungsverträge an, bei denen sich alle Beteiligten verpflichten, mit konkreten Maßnahmen zur Förderung des Kindes beizutragen. Lehrkräfte und Eltern müssen sich immer wieder vergewissern, dass sie die Entwicklung des Kindes bestmöglich unterstützen. Auch das Kind sollte einbezogen werden.

Zu dieser Kooperation sollten möglichst viele Personen und Institutionen gehören, die zu regionalen Verantwortungsgemeinschaften zusammengefasst werden. Dazu sind eine bessere Zusammenarbeit von Jugend-, Bildungs-, Gesundheits- und Sozialressort auf regionaler Ebene und die Überwindung des Ressortdenkens nötig.

Auch die Einbindung von Sozialpädagogen, Künstlern, Handwerkern, kurz von allen, von denen Kinder etwas lernen können, wäre sinnvoll. Vertreter der eigenen Bezugskreise von Eltern, auch von Kirchen und Moscheegemeinden gehören dazu. Zusätzlich könnten ehrenamtliche Lern- und Bildungspaten aus der Region unterstützend tätig werden. Je mehr Menschen sich für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen verantwortlich fühlen, desto besser wird dies gelingen. Kinder und Jugendliche haben ein Recht auf optimistische Erwachsene, die sie auf ihrem Weg ins Leben bestmöglich unterstützen. ■■■

¹ Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte in Zusammenarbeit mit Janet Ward Schofield: «Migrationshintergrund, Minderheitenzugehörigkeit und Bildungserfolg», WZB, Oktober 2006.

Tipp: «Selbstständig lernen – Bildung stärkt die Zivilgesellschaft». Sechs Empfehlungen der Bildungskommission der Heinrich-Böll-Stiftung.

Kontakt: Wer Lesepate werden möchte, kann sich melden unter: Telefon 030 726108-56, E-Mail: buergernetzwerk.bildung@vbki.de

«DIE SCHULE MUSS IHREN AUFTRAG HEUTE NEU VERSTEHEN»

Über die Schwierigkeiten von Migrantenkinder mit dem deutschen Bildungssystem sprach Ulrike Baureithel mit Barbara John, der ehemaligen Ausländerbeauftragten des Berliner Senats

Frau John, in meiner Kindheit galt die katholische Tochter als besonders benachteiligt, aber hoch motiviert und wurde als Bildungsreserve «ausgeschöpft». Sie haben kürzlich eine Studie vorgestellt, die besagt, dass in Deutschland zwar jedes dritte Kind einen Migrationshintergrund hat, aber nur jedes zehnte Einwandererkind Abitur macht. Sind Kinder aus Einwandererfamilien leistungsunwilliger als katholische Mädchen?

Die katholischen Mädchen waren leistungswillig, wurden aber nicht gefördert. Ganz ähnlich geht es vielen Kindern aus Einwandererfamilien. Heute geht es darum, dass die Schule ihren Auftrag neu versteht, das heißt, sie muss nicht nur bilden, sondern auch fördern und betreuen.

Das katholische Mädchen kam in der Regel aus Arbeiterverhältnissen oder anderen wenig privilegierten Schichten. Sehen Sie heute noch den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Schulerfolg und Bildungsniveau der Herkunftsfamilie?

Der Bildungsbenachteiligte unserer Tage ist der Einwandererjunge aus einem sozialen Brennpunkt der Großstadt. Diese Jugendlichen stammen oft aus einkommens- und bildungsschwachen Familien. Hinzu kommt, dass der Zusammenhang zwischen schulischem und außerschulischem Lernen nicht erkannt wird und deshalb zu wenig

•

«Die familiäre Diskriminierung der Mädchen wirkt sich in der Schule als Vorteil aus, weil sie früh wissen, dass sie das, was ihre Brüder ohnehin an Anerkennung bekommen, nur durch Leistung erreichen können.»

•



Barbara John wuchs als Tochter polnischer Eltern in Berlin-Kreuzberg auf. Sie wurde Grundschullehrerin, später in der Lehrerbildung. Der Regierende Bürgermeister Richard von Weizsäcker berief sie 1981 auf den neugeschaffenen Posten der Berliner Ausländerbeauftragten. Heute ist sie Vorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und Vorsitzende des Beirats der Antidiskriminierungsstelle in Berlin sowie Mitglied des Kuratoriums der Muslimischen Akademie in Deutschland.

Anregungen von der Familie kommen. Das hat kulturelle Gründe, denn es gibt Länder, die das Lernen ausschließlich an die Schule delegieren. In anderen Risikogruppen wie den vietnamesischen Einwanderern beobachten wir, dass der Bildungserfolg der Kinder groß ist, weil in den Familien ein ausgeprägter Bildungswille herrscht, der über Generationen weitergegeben wurde und sich nun auszahlt.

Dass Mädchen schulisch erfolgreicher sind als Jungen ist im Einwanderermilieu noch ausgeprägter als in deutschen Familien, warum?

Jungen mit Migrationshintergrund werden oft von ihren Familien mit Privilegien ausgestattet, die sich als falsches Selbstbewusstsein niederschlagen. Die familiäre

Diskriminierung der Mädchen wirkt sich in der Schule als Vorteil aus, weil sie früh wissen, dass sie das, was ihre Brüder ohnehin an Anerkennung bekommen, nur durch Leistung erreichen können.

Sehen Sie Unterschiede bei den Bildungschancen der ersten, zweiten und dritten Generation?

Die Kinder der ersten Generation hatten günstigere Bedingungen als die Kinder heute, denn sie waren in den Schulklassen in der Minderheit. Die Kommunikation war deutsch, und die Einwandererkinder mussten sich danach richten. Diese Situation hat sich heute umgekehrt: Je jünger die Kinder sind, desto dramatischer ist die Segregation. In den Kitas und unter Schulanfängern gibt es immer weniger deutsche Kinder.

Mangelnde Sprachkenntnisse sind ein Hemmnis. Welche Maßnahmen sind da erforderlich?

Die Sprache ist ein Instrument, um Welt- und Sachwissen zu gewinnen. Deshalb reicht es nicht aus, Deutsch zu bimsen, sondern die Kinder müssen etwas erleben und verstehen, das sie sprachlich weitergeben wollen. Um sie sprachlich auf den Stand zu bringen, müssen sie Erfahrungswissen sammeln. Das ist didaktisch eine ganz andere Aufgabe als der übliche Sprachunterricht. Die Schulen müssen neue Erlebnisräume öffnen, weil das in Familien, wo der Fernseher das vorrangige Medium der Erfahrung ist, zu kurz kommt. Selbst wenn Kinder über einen ausreichenden Wortschatz verfügen, verstehen sie nicht wirklich die Bedeutung und Kontexte, und das zieht sich durch bis in die höheren Klassen, sogar bis ins Studium.

Ist es besser, sprachliche Assimilation oder Zweisprachigkeit zu fördern?

Es ist egal, welche Sprache die Kinder in ihren Familien sprechen. Wichtig ist, dass dort überhaupt gesprochen wird, das unterstützt den Erwerb der Erst- und Zweitsprache. Die Krux ist, dass in Einwandererfamilien häufig zu wenig gesprochen wird.

Die selektive Wirkung des deutschen Schulsystems hat für Migrantenkinder gravierende Folgen. Wo sehen Sie Interventionsmöglichkeiten?

Voraussetzung ist eine gemeinsame Grund- und Sekundarstufe mit vielen Differenzierungsmöglichkeiten. Und dann natürlich die ganztägige schulische Betreuung. Darüber hinaus sollten die Schulen eine Bildungsgarantie geben, dass durchschnittlich begabte Kinder die Schule mit Grundfertigkeiten des Textverstehens, Schreibens und der Mathematik verlassen, sodass sie anschlussfähig sind und eine Ausbildung machen können. Wenn man merkt, ein Kind kommt nicht mit, müssen ganz früh schulische oder außerschulische Förder- und Betreuungsmaßnahmen ergriffen werden, die ganz unterschiedlich sein können. Wohlhabende Eltern kaufen sich das als Nachhilfe, ein Nachhilfesystem brauchen wir auch für die anderen. Außerdem müssen die Schulen rechenschaftspflichtig werden für die Kinder, die es dann doch nicht schaffen. Es wäre nämlich schon viel gewonnen, wenn in den Schulen über diese Kinder überhaupt nachgedacht würde.

Wäre es sinnvoll, mehr Lehrer mit Migrationshintergrund einzusetzen?

Das ist nicht ausschlaggebend, sondern dass Lehrer sich für das Kind interessieren und seine Fähigkeiten erkennen. Das Kind muss den Eindruck gewinnen, dass ihm etwas zugetraut wird. Es braucht Sponsoren, die hinter ihm stehen und dabeibleiben. Das überfordert die Lehrer in den gegebenen Schulstrukturen häufig. Andererseits ist auch ein Lehrertyp gefragt, der nicht um ein Uhr zuhause sein und zehn Wochen Ferien machen will.

Es gibt auch eine horizontale Segregation, etwa wenn deutsche Eltern ihre Kinder aus Angst vor Bildungsnachteilen nicht in Schulen mit hohem Ausländeranteil geben. Was würden Sie dem entgegensetzen?

Jedenfalls nicht die Zwangsintegration, die funktioniert nicht, weil sich Eltern dem entziehen. Den Schulen bleibt nichts anderes übrig, als diese Eltern zu überzeugen, dass sie auch für deutsche Kinder attraktiv sind, d. h., sie müssen ihr Profil stärken und attraktive Angebote machen. Ich unterstütze auch die Bürgerschulen, die autonomer

sind und bei denen das Geld den Kindern folgt und die Mittel in Zusammenarbeit mit den Bezirken und den Trägern eingesetzt werden. Dadurch könnten auch die Eltern stärker beteiligt und in die Verantwortung einbezogen werden.

•
«Ich halte nichts von einem speziellen Integrationsgesetz, weil man Menschen mit Migrationshintergrund nicht per se als zu fördernde Gruppe definieren kann.»
•

Aber selbst bei gleicher Qualifikation sind Jugendliche und jungen Erwachsenen mit Migrationshintergrund oft ihren deutschen Konkurrenten gegenüber benachteiligt, wenn sie einen Ausbildungsplatz suchen.

Oft ruft schon der ausländische Name Vorurteile hervor, die Bewerber werden als bildungsschwach abgestempelt und kommen gar nicht erst zum Zuge. Hier und da mag es entsprechende Vorerfahrungen geben, die Arbeitgeber vorsichtig werden ließen, weil sie befürchten, diese Schwächen nicht auffangen zu können. Andererseits fehlt vielen Jugendlichen auch die Vernetzung, sie kennen sich nicht gut aus, und Misserfolge entmutigen sie schneller, weil sie glauben, es habe ohnehin keinen Sinn.

Warum hat die deutsche Gesellschaft so wenig Interesse am kulturellen Kapital, das Menschen mit Migrationshintergrund mitbringen?

Ein Grund liegt in den Versäumnissen der Vergangenheit. In den 80er-Jahren war Integration geradezu ein subversiver Begriff. Damals war es politisch nicht gewollt, dass Menschen aus fremden Kulturen hier Fuß fassen, sie sollten kommen und wieder gehen. Das mag auch damit zu tun haben, dass die europäischen Nationalstaaten in besonderer Weise die kulturelle Homogenität betonen. Deshalb sieht man die einheimische Kultur von der fremden bedroht, und das führt zu Abschottung. Selbst die muslimische Minderheit, die mental «preußischer» ist als manche Berliner, die aber im öffentlichen Raum durch eine besondere Kleiderordnung und Kultbauten auffällt, hat keine Chance, sie wird als Bedrohung wahrgenommen. Das ändert sich erst, wenn man Pluralität nicht nur in Sonntagsreden feiert, sondern als erkennbare Struktur von oben fördert und sich zu ihr bekennt. Die Wirtschaft ist da viel weiter, die bezieht Vielfalt inzwischen selbstverständ-

lich in Form von *Diversity-Management* ins ökonomische Kalkül ein.

Berlin plant, ähnlich wie die Frauenförderpläne, ein spezielles Integrationsgesetz, um der Benachteiligung von ausländischen Bürgern zu begegnen. Ist das auch in diesem Fall ein sinnvolles Instrument?

Ich halte den Ansatz für fragwürdig, weil man Menschen mit Migrationshintergrund nicht per se als zu fördernde Gruppe definieren kann. Zwischen Einwanderern und Nicht-Einwanderern gibt es keinen substantiellen Unterschied, es ist eine künstliche Unterscheidung, die betont, dass eine bestimmte Gruppe noch nicht ganz dazugehört. Gerade Kinder und Jugendliche wollen aber nicht auf dieses Kriterium reduziert werden. Ein solches Gesetz bewirkt das Gegenteil von dem, was wir wollen. Wir können im Bedarfsfall Sprachkenntnisse oder andere Fertigkeiten, die Einwanderer brauchen, fördern. Wir können auch deren besondere Fähigkeiten bei Stellenausschreibungen abrufen, all das lässt das Antidiskriminierungsgesetz zu. Aber wir sollten sie nicht generell zu einer besonderen Gruppe, auch nicht als zu bevorzugende, erklären. ■■■



«Ach, hätte ich doch zehn Mädchen!»

Seyhan Shahan, Altenpflegerin: «Es ist nicht mehr so wie früher, dass sich in türkischen Familien alles um die Jungens dreht. Heute sind es die Mädchen, die von den Eltern gefördert werden, das kann man überall sehen. Die Familien haben keine Kraft mehr, die Jungens zu erziehen und zu fördern. Die Jungens lassen ja auch nicht mit sich reden, die sagen: «Ich mach, was ich will.» Die Jungens kommen nur weiter, wenn sie es von sich aus wollen. Deshalb werden heute die Mädchen mehr gefördert und mit Nachhilfe etc. ... unterstützt. Die Eltern versprechen sich, dass die Mädchen nicht einfach weggehen, sondern sich später auch um sie kümmern. Mein Vatersagt heute: «Ach, hätte ich doch zehn Mädchen». Es sind die Mädchen, die helfen, selbst wenn sie verheiratet sind.» (EK)



«IM GRUNDE HABEN WIR UNS NUR IMMER SELBST GESPIELT»

DIE GESCHICHTE DES ERSTEN
MIGRANTENTHEATERS DER BUNDESREPUBLIK

Sanftes Licht, klingende Gläser, Silberbesteck – das Brighella zählt zu den besten Adressen, wenn man in Frankfurt italienisch speisen will. Marcel Reich-Ranicki ist ein Stammgast, Joschka Fischer gabelt hier gern seine Nudeln auf, auch Oberbürgermeisterin Petra Roth war schon da. An den Wänden bunte Bilder mit Figuren der Commedia dell'Arte, etwa dem stets zu derben Späßen bereiten Diener und Wirt Brighella, Namensgeber des Lokals, dem verfressenen Spaßmacher Arlecchino oder dem reichen Kaufmann Pantalone.

Wer genau hinsieht, erkennt, dass im roten Gewand des Pantalone der Mann steckt, der die Gäste am Eingang gewandt und freundlich zu begrüßen pflegt: Mario Borazio, einer der beiden Inhaber des Restaurants. Mario gehörte zu den «Macap», der ersten professionellen Theatergruppe von Migranten, die in den 1980er-Jahren bundesweit Erfolge feierte. Allein das Stück «Ende gut, alles gut» wurde über 600 Mal aufgeführt.

«I Macap» – das sind Mario, Antonio («Popoff»), Camillo, (An-)Tonino, Pietro = M A C A P. Die fünf sammelten ihre ersten Erfahrungen im Teatro siciliano, einer gut 20-köpfigen Gruppe von Migrantenkindern, die ihren Stützpunkt im Frankfurter Gallus hatte, einem vernachlässigten (Gast-)Arbeiterquartier der Bankenstadt. Genauer: in einem Jugendzentrum, das in den 70er-Jahren einige Spontis gegründet hatten.

Mario stammt aus Apulien. Seine Eltern – sie arbeiteten bei der Bundesbahn – holten ihren Sohn nach, sobald er dort die Schule beendet hatte. Er war vierzehn, als er ins Gallus kam, sein Freund

Popoff zehn. Zwei entwurzelte Kinder, die auf der Straße herumhingen. Ein Jahr lang ging Mario noch zur Schule, dann fing er, auf Drängen der Eltern, eine Kfz-Lehre an. Wie lernten er und Popoff sich kennen? «Bei einer Schlägerei.» Popoff grinst. «Auf einem Schulfest haben deutsche Rocker die Italiener angepöbeln, und Marios Bruder hat Verstärkung geholt. Wir haben sie in die Flucht geschlagen.»

Im Gallus-Zentrum konnte man Karten spielen, quatschen, Fußballturniere organisieren. Großen Anklang fand bei der Gallus-Jugend auch die Disco am Sonntagnachmittag, die Mario, Popoff und ihre Freunde dort in Eigenregie betrieben. «Die Leute vom

MICHAELA WUNDERLE
ÜBERSETZERIN UND
JOURNALISTIN

Zentrum haben uns von der Straße geholt», meint Popoff im Rückblick. «In anderen Jugendzentren kam dauernd Polizei wegen Drogen, Prügeleien usw. Zu uns nicht! Wir haben zwar jede Menge Blödsinn

gemacht, aber die haben uns ernst genommen. Und dafür bin ich dankbar.»

Dankbar ist er auch Willy Praml, heute ein Zentralgestirn der freien Frankfurter Theaterszene. Damals, Mitte der Siebziger, leitete Praml die Theater- und Kulturarbeit an der staatlichen Hessischen Jugendbildungsstätte in Dietzenbach bei Frankfurt und entwickelte dort ein Modell für die Theaterarbeit mit Schülern und Lehrlingen. Er wandte sich an Brian Michaels, heute Professor für Schauspiel und Regie an der Folkwang-Hochschule, damals im Gallus-Zentrum engagiert, und unterbreitete ihm das Angebot eines Theaterseminars für Jugendliche.

Etwa 20 Jungen und Mädchen meldeten sich, Halbwüchsige, denen Theater nicht über eine kulturbewusste bildungsbürgerliche Erziehung zugeflossen war. «Wir wussten gar nicht, was Theater ist», meint Mario. «Wir wollten halt mal weg von zuhause.»

Es war die Geburtsstunde des Teatro Siciliano. Michaels war derjenige, der half, aus der Überfülle von Einfällen Szenen zu basteln, die eingeübt und am Ende der Seminarwoche gezeigt und vom geladenen Publikum heftig beklatscht wurden. Zurück in Frankfurt, entwickelte die Gruppe – mit Michaels' Hilfe – ein Stück über die Geschichte der ausgewanderten Eltern. Mario spielte sich selbst, den 10-jährigen Jungen, der mit der Wasserpistole herumalbert, als der Vater Abschied nimmt. «Ich habe erst durch unser Stück begreifen können, welch dramatische Erfahrung unsere Eltern gemacht haben», so Mario. Das Stück wurde indes keine Tragödie, sondern eine Komödie. Die Eltern erkannten sich begeistert im Spiel ihrer Söhne wieder, und die deutschen Zuschauer applaudierten hingerissen der anarchischen Spiellust dieser Truppe.

«Im Grunde», sagt Popoff, «haben wir uns immer selbst gespielt.» Fast alle Produktionen des Teatro drehten sich um die Herkunftskultur ihrer Darsteller, ihren Alltag, den Abschied von zuhause, die Ankunft im kalten Deutschland. Sprachwitz, der Sinn für Situationskomik, Improvisationen spielten eine größere Rolle als die Verpflichtung auf ein Konzept. Rasch löste sich das Teatro von der Bindung an eine Sprache, die Darsteller spielten zweisprachig. «Qui e là» thematisierte die Missverständnisse und Konflikte, wie sie sich beim Leben zwischen den Kulturen – hier wie dort – ergeben.

1980 organisierte Brian Michaels eine Tournee des Teatro Siciliano durch ganz Italien. Insgesamt waren 25 Leute unterwegs,

BLICK NACH OBEN: TONINO ALS
NEU ANKOMMENDER GASTARBEITER
IM MUSICAL «EINER VON UNS»





EIN WENIG MAFIÖS: PIETRO BERTINO
IN «HOLIDAY MIT EIS»

einen Monat lang, in drei alten Bussen, die ständig zusammenbrachen. Der Erfolg war beträchtlich, die Strapazen auch. Die latente Krise wurde manifest, als Popoff, wie Mario mittlerweile fertiger Kfz-Mechaniker, auf Professionalisierung drängte. «Aber dafür war die Gruppe zu groß, zu heterogen.»

Popoff, Mario, Camillo, Tonino und Pietro waren ehrgeizig und wagemutig genug: Sie beschlossen, professionelles Theater zu machen und davon zu leben. Es klappte. Fast ein Jahrzehnt blieben die Macap zusammen. Sie mischten unter-

schiedliche kulturelle und künstlerische Stile und Elemente: Slapstick mit neapolitanischen Moritaten, Commedia dell'Arte mit Elementen von Hollywood-Musicals, etwa bei der Revue «Holiday mit Eis». Sie spielten auch herkömmliches Theater, etwa Goldonis «Diener zweier Herren», in Off-Theatern, auf Straßen und Plätzen, auf großen Bühnen. «Einer von uns», ein Musical in zehn Szenen, entstand in Koproduktion mit dem Schauspiel Frankfurt. In «Zu spät», einem Stück über Italiener, die nach Argentinien ausgewandert waren, standen die Macap eineinhalb Stunden auf der Bühne, Sprache: Deutsch. Fast immer dabei war Brian Michaels, der Regie führte, strukturierte und sie ebenso anfeuerte wie sie ihn. Wichtige Impulse verdanken die Macap auch dem italienischen Theatermann Giulio Molnár. Der TV-Regisseur Rolf Silber entdeckte sie für die Kamera. «Sandmännchen» hieß Silbers erster TV-Film, eine Premiere auch für Popoff und Mario.

Das Ende der Macap kam eher ungewollt. «Wir beschlossen, eine Pause zu machen», erzählt Pietro. «Der schnelle Erfolg, die vielen Auftritte – mir war das zu viel geworden.» Pietro hätte sich gern als Schauspieler weiterqualifiziert. Es kam nicht mehr dazu: Die Truppe lief auseinander. Jeder fand seinen Platz, vielleicht nicht unbedingt den erträumten.

Mario sagte Ja, als ihn Leo Caporale, ein Freund aus alten Gallus-Tagen, gelernter Koch und bereits Mitinhaber eines Lokals, fragte, ob er mit ihm ein neues Restaurant eröffnen wolle – das Brighella. Antonio – Popoff – Putignano blieb bei der Schauspielerei. 1996 spielte er den Pizzaboten in Rolf Silbers «Echte Kerle». Heute steht er in den Bavaria Studios vor der Kamera und ist als Restaurantbesitzer Stefano Maldini mit dem ARD-Dauerbrenner «Marienhof» zum Münchner Promi avanciert. Pietro Bertino und Antonio Pavia sind ins Gallus, das längst kein Arbeiterviertel mehr ist, zurückgekehrt. Beide betreiben einträgliche Pizzerien, in Pietros schickem La strada drängen sich mittags die Angestellten aus den nahen Büros. Camillo D'Ancona hat mit Michael Sagmeister wunderbare Jazz-Songs aufgenommen, zuletzt die CD «Dedicato – Jazz e Canzoni». Einzig Camillo hat eine Italienerin zur Frau, die tüchtige Wirtin der renommierten Darmstädter Trattoria Romagnola. Mario ist mit einer Deutsch-Nigerianerin verheiratet. Pietro und Anne waren schon zur Zeit des Teatro Siciliano ein Paar.

«Doch, ich fühle mich hier ebenso zuhause wie in Italien. Obwohl» – Pietro hält inne. «Wenn ich hier bin, bin ich nicht dort, und umgekehrt. Etwas fehlt immer.» Er seufzt. «Das ist das Schicksal der zweiten Einwanderergeneration. Bei meinen Söhnen ist das schon anders.» «Meine Söhne gehören hierher», sagt auch Bertino mit unverkennbar melancholischem Unterton. «Aber auch ich habe das Gefühl: Wenn ich hier bin, kann ich nicht dort sein, und umgekehrt.»

Die Kinder der Macap besuchen die höhere Schule, studieren oder haben im Beruf Fuß gefasst. Ein Sohn von Pietro und Anne ist Ingenieur, der andere Architekt. Popoffs Tochter, sie ist Einzelhandelskauffrau, entstammt der Ehe mit einer Spanierin. Welche Sprache beherrscht sie eigentlich am besten? Italienisch, Spanisch oder Deutsch? «Ihre Muttersprache natürlich.» Spanisch also? Popoff stutzt. «Nein ... Deutsch.» ■■

NICHTS KANN UNS AUFHALTEN: MIT SKETCHEN UND KABARETT IN EINE ROSIGE ZUKUNFT.
ALLE FÜNF MACAPS IN DER REVUE «HOLIDAY MIT EIS»



I MACAP



OBEN: DIE ANFÄNGE DES
TEATRO SICILIANO – DER GUTE HIRTE
BRIAN MICHAELS (MITTE HINTEN)
UND SEIN NOCH ETWAS
SCHÜCHTERNES ENSEMBLE.

UNTEN: DIE PROFESSIONALISIERUNG –
DIE FÜNF MACAPS ALS ÜBERMÜTIGE,
ÜBER DIE STRÄNGE SCHLAGENDE
COMMEDIA DELL' ARTE-FIGUREN.

ZU VIEL STUDIERENDE?

50 JAHRE HÄLT DER TREND
ZUR AUSWEITUNG DER HOCHSCHUL-
BILDUNG SCHON AN, UND SEIT
50 JAHREN WIRD ÜBER DAS VERHÄLT-
NIS VON AKADEMIKERBEDARF,
ABSOLVENTENANGEBOT UND STUDIEN-
NACHFRAGE GESTRITTEN:
BILDUNG UND BESCHÄFTIGUNG
IM WANDEL

ZU WENIG STUDIERENDE?

ANDRÄ WOLTER

MITGLIED DER AUTORENGRUPPE DES
«NATIONALEN BILDUNGSBERICHTS»

In Deutschland hat sich seit den 1950er-Jahren die Beteiligung an Hochschulbildung enorm und scheinbar unaufhaltsam ausgeweitet. Betrug die Studienanfängerquote – der Anteil der Studienanfänger und Studienanfängerinnen an einem Altersjahrgang – zu Beginn der 1950er-Jahre noch fünf Prozent, so stieg sie bis 2009 auf den bisherigen Höchststand von 43 Prozent. Diese seit gut fünf Jahrzehnten anhaltende Expansion der Hochschulbildung wird von unterschiedlichen Einschätzungen zum Verhältnis von Akademikerbedarf, Absolventenangebot und Studiennachfrage begleitet. Im Mittelpunkt stand und steht immer noch die Frage: Gibt es in Deutschland zu viel oder zu wenig Studierende? Und geht die Hochschulexpansion zu Lasten der beruflichen Bildung, also einer besonderen Stärke des deutschen Qualifizierungs- und Produktionsmodells?

Die bildungs- und arbeitsmarktpolitische Diskussion über den Akademikerbedarf unterliegt wechselnden Konjunktoren. In den 1960er-Jahren galt die Expansion als Antwort auf den steigenden Bedarf an hochqualifizierten Arbeitskräften, insbesondere an Ingenieuren und Lehrern. In den 1970ern und 1980ern nahmen die Stimmen zu, die mit Schlagworten wie «akademisches Proletariat» oder «Taxifahrer Dr. phil.» vor einem weiteren Wachstum der Hochschulen warnten. Um 1990 wurde eine arbeitsmarktpolitisch abstruse Debatte darüber geführt, ob es in Deutschland inzwischen mehr Studierende als Auszubildende gäbe, was eine besorgniserregende Fehlentwicklung unseres Qualifizierungssystems signalisieren sollte. In der letzten Dekade setzte sich dagegen das Bild eines – u. a. aus demografischen Gründen – drohenden Fachkräftemangels durch, in besonderer Weise in den sogenannten MINT-Fächern¹.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich in Deutschland wie in vielen anderen ökonomisch hochentwickelten Ländern, wenn auch mit deutlich geringerer Dynamik, eine massive Entwicklung in Richtung Höherqualifizierung vollzogen: Zahl und Anteil der Erwerbstätigen mit niedriger Qualifikation nehmen deutlich ab, während der Beschäftigungsumfang der Höher- und Hochqualifizierten wächst. Innerhalb des Dienstleistungssektors steigt vor allem der Anteil der humankapitalintensiven Tätigkeiten (Forschung, Organisation, Management, Erziehung und Ausbildung, Information und Kommunikation, Beratung, Betreuung, Gesundheit usw.).

Dieser Strukturwandel hat sich in der Vergangenheit als relativ stabiler Trend erwiesen. Er basiert im Wesentlichen auf dem Wandel der Industriegesellschaft zur postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft. Voraussichtlich wird er sich auch in Zukunft fortsetzen, da sich die wissensbasierten Formen von Beschäftigung, Arbeit und Wertschöpfung als Motoren des wirtschaftlichen Wachstums und der Wohlfahrtsentwicklung erweisen. So schätzen die wenigen, nicht nur auf eine Branche beschränkten aktuellen Bedarfsprognosen, dass in den nächsten zehn bis 15 Jahren der Anteil der Arbeitskräfte mit Hochschulabschluss an allen Erwerbstätigen weiter ansteigen wird. Zwar fällt das geschätzte Volumen des Wachstums sehr unterschiedlich aus, aber Vorausberechnungen zeigen, dass künftig vor allem Arbeitskräfte mit betrieblicher oder vollzeitschulischer Ausbildung und solche mit Hochschulabschluss gefragt sein werden, während Personen ohne Ausbildungsabschluss auf den geringsten Bedarf und die höchsten Beschäftigungsrisiken stoßen.

Als Teil dieses Trends zu einer *highly qualified society* haben sich die Berufs- und Beschäftigungschancen von Hochschulabsolventen weitaus positiver entwickelt, als pessimistische Prognosen suggerierten. Zwar sind die Klagen über sich (angeblich) verschlechternde, prekäre Arbeitsmarkt- und Berufschancen von Akademikern nicht verstummt, doch die empirische Forschung kann dies nicht bestätigen. Die Entwicklung der qualifikationsspezifischen Arbeitslosigkeit für den Zeitraum von 1975 bis 2005 zeigt das Gegenteil: nämlich eine deutliche Spreizung, tendenziell eine Polarisierung zwischen Hoch- und Geringqualifizierten. Während der Anteil der Arbeitslosen mit Hochschulabschluss seit mehr als 20 Jahren konstant um die vier Prozent schwankt, ist die Quote in allen anderen Gruppen gestiegen, am stärksten bei denen ohne Berufsabschluss, aber auch geringfügig bei den Fachkräften mit einem Abschluss aus dem dualen System oder Schulberufssystem.

Die Differenzierungslinie verläuft weniger zwischen beruflicher Bildung und Hochschulbildung als vielmehr zwischen beruflich Qualifizierten – gleich mit welchem Abschluss – und denjenigen, die nicht über eine berufliche Qualifikation verfügen. Die eigentliche Problemgruppe sind die Gering- und gar nicht Qualifizierten. Die Gruppe der Hochschulabsolventen weist nicht nur die höchste Erwerbsquote auf, sondern auch die niedrigste Erwerbslosen- und Nichterwerbstätigenquote. Am anderen Ende stehen Personen ohne beruflichen Abschluss mit der höchsten Nicht-Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit.

•

«Die Differenzierungslinie verläuft weniger zwischen beruflicher Bildung und Hochschulbildung als vielmehr zwischen beruflich Qualifizierten – gleich mit welchem Abschluss – und denjenigen, die nicht über eine berufliche Qualifikation verfügen.»

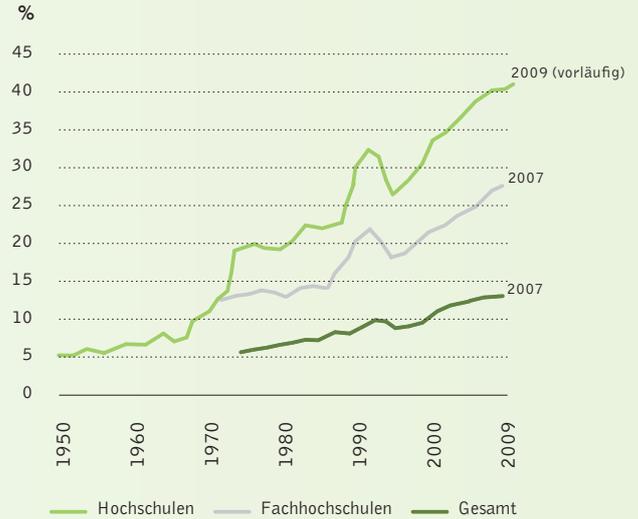
•

Verschiedene Studien der jüngsten Zeit bestätigen das Bild einer sehr günstigen Beschäftigungssituation von Erwerbstätigen mit Hochschulabschluss. Zwar zeichnet sich die Berufseinmündung oft durch Überbrückungstätigkeiten und zeitlich ausgedehnte Suchzeiten aus. Dabei variieren die Berufs- und Beschäftigungschancen nicht nur zwischen den Fachrichtungen, sondern auch zwischen einzelnen Absolventenkohorten. Jedoch stellt sich etwa ein Jahr nach Hochschulabschluss eine deutliche berufliche Konsolidierung ein, und in der Art der Beschäftigung, gemessen am sogenannten Normalarbeitsverhältnis, hat sich weitaus weniger verändert, als häufig behauptet wird.

Auch das Schlagwort «Generation Praktikum» entpuppt sich als Mythos. Zwar kommt es in einigen Fachrichtungen (z. B. den Magisterstudiengängen) zu einer häufigen Aufnahme von Praktikas nach dem Studienabschluss, in den sogenannten MINT-Fächern¹ ist dieses Phänomen hingegen äußerst selten. Auch sonst sind Praktika kein Dauerzustand, etwa die Hälfte aller Praktika beträgt bis zu drei Monate.

Auch eine weitere Behauptung erweist sich als falsch. Oft ist zu hören, dass Hochschulabsolventen zwar erwerbstätig sind, aber nicht adäquat beschäftigt werden. Für (In-)Adäquanz lassen sich unterschiedliche Definitionen und Bewertungskriterien angeben. Eine eindeutige Unterscheidung zwischen akademischen Positionen und den in der beruflichen Hierarchie unmittelbar darunterliegenden Positionen kann jedoch immer weniger getroffen werden. Absolventenstudien zeigen, dass sich schon ein Jahr nach Studien-

ENTWICKLUNG DER STUDIENANFÄNGERQUOTE IN DEUTSCHLAND 1950 – 2009



Quelle: Statistisches Bundesamt. Bis 1991 Westdeutschland, seit 1991 Gesamtdeutschland

abschluss, erst recht nach fünf Jahren, die ganz große Mehrzahl als volladäquat oder als positions- und niveaudäquat beschäftigt sieht. Nur für ca. zehn bis 15 Prozent stellt sich ihre aktuelle Tätigkeit unter allen Kriterien als inadäquat dar.

Bildungssystem, Arbeitsmarkt und Gesellschaft in Deutschland leiden nicht unter einem Problem der Überqualifizierung – in der internationalen Debatte wird oft von *over-education* gesprochen. Das Gegenteil ist der Fall. Das zentrale Problem besteht eher darin, dass sich am unteren Rand unserer Gesellschaft ein nicht unerhebliches Potenzial an Bildungsarmut ausbildet – gekennzeichnet durch fehlende schulische und/oder berufliche Abschlüsse und einen sehr niedrigen zivilisatorischen Kompetenzstand, gemessen z. B. über die PISA-Kompetenzstufen.

Je nach Definition und Messung beträgt diese Gruppe zwischen zehn und 20 Prozent der jüngeren Alterskohorten. Sie hat angesichts des engen Zusammenhanges von Bildungs-, Beschäftigungs- und Lebenschancen äußerst geringe soziale Entfaltung- und Integrationschancen. Qualifikations- und Fachkräftebedarf auf der einen Seite, Bildungsarmut auf der anderen Seite: Das ist die gesellschaftspolitisch brisante Spannung, in der wir stecken. Vor diesem Hintergrund sind die Förderung beruflicher Bildung und die Expansion der Hochschulbildung keine alternativen, sondern komplementäre Handlungsmodelle. Entsprechend sollte eine wichtige arbeitsmarkt- und bildungspolitische Aufgabe der nächsten Zeit in der Verbesserung der Durchlässigkeit zwischen beruflicher Bildung und Hochschule bestehen. ■■■

¹ Mit MINT-Fächern sind Mathematik, Informatik sowie Natur- und Technikwissenschaft gemeint.

SOLLEN LEISTUNG UND EINKOMMEN ENTKOPPELT WERDEN?



JA

MICHAEL OPIELKA
LEITER DES INSTITUTS FÜR
SOZIALÖKOLOGIE IN SIEGBURG

GRÜNDE FÜR EIN GARANTIERTES GRUNDEINKOMMEN

Angenommen, die nächste rot-grüne Bundesregierung führt ein garantiertes Grundeinkommen für alle ein. Es wäre nicht viel höher als die Hartz-IV-Grundsicherung, einst ein, freilich unbeliebtes, rot-grünes Projekt. 500 Euro im Monat für alle, geknüpft an die Bedingung der Einkommenssteuerpflichtigkeit. Darüber hinaus ein Grundeinkommenszuschlag, der wie das heutige Wohngeld die Wohnungskosten und Sonderbedarfe bei Erziehung, Behinderung oder anderen standardisierbaren Lebenslagen berücksichtigt. Würde ein solches Grundeinkommen die Leistungsbereitschaft in Deutschland erodieren?

Der Soziologe Ulrich Beck prägte den Begriff des «Fahrstuhleffekts». Ein Mehr an Wohlstand führe im Rahmen einer Klassengesellschaft zu ungleichen Folgen. Für den Fahrstuhleffekt sprechen die mittlerweile selbst im öffentlichen Dienst angekommenen leistungsorientierten Lohnsysteme. Leistung soll sich lohnen. Für seine normative Kraft spricht auch die Durchsetzung des Prinzips *Workfare statt Welfare*, Arbeitspflicht statt soziale Hängematte. Für einen «Paternostereffekt» spricht hingegen, dass die Aufstiegschancen zumindest für bildungsschwächere Gruppen deutlich gesunken sind. Leistung lohnt sich nicht für alle. Etwa die Hälfte der gemeldeten Erwerbslosen findet schlicht keine Stelle, auf der sie Leistung zeigen können. Auch für Erwerbstätige ist Leistung zunehmend abhängig von Kontexten, die sie individuell nicht beeinflussen können: Betriebsverlagerungen in Billiglohnländer, dümpelnde Branchen, unklare Perspektiven des erlernten Berufs. Vor allem aber ist in das öffentliche Bewusstsein gelangt, dass wesentliche Leistungen für die Gesellschaft innerhalb einer Marktwirtschaft nicht oder kaum monetär belohnt werden, vor allem die Familienarbeit.

Ist Leistung damit zum Mythos einer Marktideologie geworden? Zumindest sollte man die normative Grundlage unserer Einkommens- und Aufstiegsordnung gründlich durchdenken. Dabei muss im Zentrum eine Kritik der hergebrachten Statushierarchien stehen und damit ein konsequenter Blick auf das Individuum. Der Soziologe Michael Hartmann kritisiert zu

NEIN

MICHAEL J. INACKER
VIZEPRÄSIDENT DER METRO AG

NICHTS IST SO EMANZIPATORISCH WIE DAS LEISTUNGSPRINZIP

Tatsächlich wird in Deutschland des Jahres 2010 wieder über die Frage nachgedacht: Soll an dem Zusammenhang zwischen Leistung und Einkommen festgehalten werden? Zunächst gilt: Der konsequente Zusammenhang zwischen Leistung und Einkommen ist erst einmal vollständig herzustellen.

Es gibt Tätigkeiten, die nicht leistungsgerecht oder gar nicht entlohnt werden. Es gibt Berufe, in denen die Abkopplung der Leistung vom Einkommen weitgehend durchgeführt wurde, etwa im Lehrerberuf. Die Evaluation dieses Großexperiments liegt vor: Ich möchte hier als Beleg ausnahmsweise nicht die PISA-Studien anführen, sondern das geringe Ansehen, das der Lehrerberuf genießt: Nie war es so schlecht wie heute. Engagierte Lehrer klagen über Kollegen, die den Beruf ohne Motivation und wohl nur aus Sicherheitsbedürfnis gewählt haben. Wir könnten das ändern, wenn wir die für eine Wissensgesellschaft so wichtigen Berufe der Erzieher und Lehrer viel besser, dann aber auch leistungsabhängig bezahlen würden.

Mir ist bewusst, dass die Diskussion um ein modernes Konzept sozialer Teilhabe auch das Leistungsprinzip hinterfragen kann. Mir scheint dies nicht besonders erfolgversprechend. So ist die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens in einer Zeit entstanden, als von Marktwirtschaft noch keine Rede war und der Grundbesitz in feudale Strukturen aufgeteilt war: Das Argument, dass jeder Mensch ein Anrecht auf die Erträge der Natur habe, hatte emanzipatorische Kraft. Thomas Morus dachte darüber in seinem Hauptwerk «Utopia» nach. Auch später fand die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens oder einer negativen Einkommenssteuer immer wieder Anklang: Milton Friedman, James Tobin und Ralf Dahrendorf vertraten entsprechende Konzepte – zuletzt ausgerechnet ein deutscher Unternehmer und Einzelhändler: Götz Werner.

Ideen wie das «bedingungslose Grundeinkommen» oder «Bürgergeld» haben zweifellos Charme. Einige dieser Konzepte winken sogar mit Gutachten und der Aussage: Es ist finanzierbar. Natürlich kann man ein Modell so rechnen, dass es sogar den Bundeshaushalt zu entlasten scheint. Auf der einen Seite

Recht den «Mythos der Funktionseleiten», indem er zeigt, wie sehr sich obere Mittelschicht und Oberschicht durch komplexe Benimmeregeln, Zugangsbremsen für *Newcomer* und Netzwerke ihren Status sichern und quasi-feudal reproduzieren.

Was würde ein Grundeinkommen ändern? Zunächst bedeutet ein Grundeinkommen, dass etwa die Hälfte des verfügbaren Einkommens der privaten Haushalte nicht mehr nach Markt-

•
 «Das Unverzichtbare ist garantiert,
 für das Schöne sind Leistung, Beziehungen
 oder Glück nach wie vor unerlässlich.»
 •

und Statusprinzipien, sondern nach dem demokratischen Prinzip *one citizen – one basic income* verteilt wird. Das wäre ein fundamentaler Eingriff in die Volkswirtschaft. Das volkswirtschaftliche Konzept des «Primäreinkommens», das bisher staatliche Transferleistungen als ökonomisch nachrangige, ja belastende sekundäre Einkommen betrachtet, würde grundlegend verändert: Primäreinkommen wäre das Grundeinkommen, alle weiteren Einkommen (Arbeitnehmerentgelte, Unternehmens- und Vermögenseinkommen, Unterhaltsleistungen usw.) sind sekundäre Einkommen, sie kommen im Bewusstsein aller auf das Grundeinkommen oben auf. Ein Grundeinkommen entkoppelt also Leistung und Einkommen nur im Bereich des Existenzminimums: Das Unverzichtbare ist garantiert, für das Schöne sind Leistung, Beziehungen oder Glück nach wie vor unerlässlich. Eine Grundeinkommensgesellschaft garantiert damit den Einstieg, nicht den Aufstieg. Damit dieser möglich wird, braucht es ein gerechtes Bildungssystem, Arbeits- und Tarifrecht und generell einen solidarischen Wohlfahrtsstaat.

Neuere Datenauswertungen des DIW bestätigen den alten Verdacht: Der deutsche Wohlfahrtsstaat beschränkt seine Solidarität auf die Mittelschicht. Während die Oberschicht kaum zahlt und ihn wenig nutzt, sind die Mittelschichten die wahren Nutznießer deutscher Sozialpolitik. Ein Grundeinkommen, klug gemacht, würde das ändern. Die Verteilungswirkungen praktisch aller diskutierten Modelle sind progressiv, das heißt, dass gerade untere Einkommensgruppen und Frauen davon profitieren würden. Kritiker befürchten, dass ein Grundeinkommen den Druck zum Arbeitsmarkt mindert. Bildungsferne und Arbeitsmarktschwache nehmen lieber das Geld und geben auf. Damit würden die Leistungsideen der Mittelschicht von unten her sabotiert. Ein Paradies der Grundeinkommensbezieher ist gleichwohl nicht zu erwarten, zu knapp sind die möglichen Beträge. Hilfreich wäre, wenn die Mittelschichten einen solidarischen Blick entwickeln würden, statt ihre Privilegien nach unten zu verteidigen – ein erschreckendes Beispiel war das erfolgreiche Volksbegehren für das Mittelschichtsgymnasium in Hamburg. Aufstieg auf Kosten Anderer ist kein grünes Programm.

Würde ein Grundeinkommen damit die Leistungsbereitschaft gefährden? Selbst hartgesottene MarktökonomInnen sehen das heute nicht mehr. Allerdings wird es Verwerfungen geben. Unbeliebte Arbeiten werden teurer, die innere Motivation für Leistung wird wichtiger, der Arbeitsbegriff wird sich erweitern. Diese Verwerfungen sind zu begrüßen. Sie entsprechen dem grünen Denken, das vom Individuum ausgeht und ihm lebenslang die Chance zum Einstieg sichern will. ■■

wird verteilt, auf der anderen Seite ein Dritter, etwa der Verbraucher, belastet. Aber mal im Ernst: Der Staat wird für eine solch umfassende Leistungszusage keine Pensionszusagen brechen, die Mehrwertsteuer kann nicht auf hundert Prozent angehoben werden, und Deutschland wird kein Öl entdecken. Man rechnet übrigens auch mit einer Zeit des Übergangs, für die noch nicht klar ist, was sie bewirken wird.

Wenn das bedingungslose Grundeinkommen geeignet wäre, die Haushalte zu entlasten, ohne dabei die Leistungsfähigkeit von Wirtschaft und Gesellschaft zu beschädigen, hätten wir es schon. Nehmen wir aber an, dass die meisten Ökonomen auf dem Holzweg wären. Was müssten wir bei einem Systemwechsel aufgeben? Wir haben ein – zweifellos optimierbares – System, das im Grundsatz Chancengleichheit ermöglicht. Dass es dieses im Einzelfall nicht immer leistet, ist bedauerlich und

•
 «Die notwendige Modernisierungsdynamik
 ist ohne das Zusammenspiel von
 Leistungsprinzip und Chancengerechtigkeit
 schwer vorstellbar.»
 •

muss behoben werden. Hier spielt die Entwicklung der Altersstruktur in Deutschland allen Arbeitnehmern in die Hände. Unternehmen können es sich künftig immer weniger leisten, die Talente ihrer Mitarbeiter nicht zu fördern. Es werden neue, zusätzliche Chancen entstehen, vor allem für Frauen, ältere Arbeitnehmer und Mitarbeiter mit Migrationshintergrund. Die notwendige Modernisierungsdynamik ist ohne das Zusammenspiel von Leistungsprinzip und Chancengerechtigkeit schwer vorstellbar.

Was würde denn eigentlich passieren, wenn man das Leistungsprinzip grundsätzlich vom Lohn entkoppelt? Das ist nicht einfach zu sagen, es hängt von mehreren Faktoren ab: Wie leben die Menschen zusammen, die an einem solchen Experiment mitwirken? Leben sie in einer Dorfstruktur, kennen sie sich? Oder leben sie anonym in einer Großstadt? Welche Sanktionsmechanismen gibt es für Trittbrettfahrer? Wie groß ist die Menge der Teilnehmer? Ich vermute, dass solche Experimente bis zu einer gewissen Gruppengröße funktionieren können. Die Breuninger Stiftung will es mit einer Gruppe in Brandenburg probieren. Aber selbst wenn es bei hundert Bürgern funktioniert: Eine ganze Gesellschaft, die noch dazu erfolgreich in die Weltwirtschaft eingebettet ist, kann sich nicht so drastisch ändern. Nun gab es allerdings schon einmal ein großes Langzeitexperiment, das mit dem Fall der Mauer beendet wurde. Auch hier wurde das Leistungsprinzip in einigen Bereichen faktisch aufgehoben (bekanntlich nicht im Sport). Das Resultat war nicht überzeugend.

Ich bin kein Freund der Entkopplung von Lohn und Leistung. Es gibt Leistungen, die noch nicht ausreichend anerkannt und entlohnt werden. Das sollten wir ändern. Fördern und Fordern scheint mir ein zielführendes und bewährtes Prinzip, um Menschen zu ermöglichen, ihre Potenziale zu entfalten. Wir sollten es noch viel konsequenter einsetzen, um mehr Chancengerechtigkeit zu ermöglichen. ■■



ENTERTAINMENT, SPORT, VERBRECHEN

DAS MAGISCHE DREIECK DER HOFFNUNG ODER:
EIN GEWISSERMASSEN DEMOKRATISCHES VERSPRECHEN

«Wenn du aus dem Wedding kommst, dann wirst du Drogendealer, Gangster oder Fußballer.» Kevin Prince-Boateng weiß, wovon er redet. Er kommt aus dem Wedding und ist Fußballer. Ein ziemlich guter sogar. Boateng spielt für deutsche Jugendnationalmannschaften und schafft den Sprung ins Profi-Team des Bundesligisten Hertha BSC. Er gilt als eines der größten Talente des deutschen Fußballs. Als pflegeleicht gilt er nicht. Er legt sich mit Vorgesetzten an und mit Mitspielern. Mit Gegenspielern sowieso. Nach Quereilen mit dem Deutschen Fußball-Bund entschließt sich Boateng 2010 für Ghana zu spielen, das Herkunftsland seines Vaters. Kurz vor der Weltmeisterschaft tritt er mit seinem Club FC Portsmouth im englischen Pokal-Finale gegen den FC Chelsea an, den Verein von Michael Ballack, Kapitän der deutschen Nationalmannschaft. Es kommt zu einer Rangelei. Ballack ohrfeigt den Neu-Ghanaer, nicht heftig, aber verwarnungsreif, mindestens. Der Schiedsrichter tut nichts. Kurz darauf steigt Boateng mit voller Wucht auf Ballacks rechten Knöchel. Klares Revanchefoul, Ballack muss raus, Knöchel kaputt, WM passé. Ein halbfrikanischer *troubleshooter* aus dem Berliner Wedding tritt den deutschen Kapitän kaputt und vermasselt ihm die WM – so der Tenor des Gangsterstücks (nicht nur) auf dem deutschen Boulevard. Die Geschichte geht weiter.

KLAUS WALTER
DJ. AUTOR. MODERATOR

Bei der WM trifft Kevin-Prince Boateng im Spiel Ghana gegen Deutschland auf seinen Halbbruder Jerome. Sie haben denselben Vater. Anders als Kevin wächst Jerome mit seiner Mutter im bürgerlichen Berliner Wilmersdorf auf und entscheidet sich für die deutsche Nationalmannschaft. In Südafrika verliert Ghana gegen Deutschland 0 : 1, beide Boatengs spielen ein gutes Turnier, Kevin wird gefeiert als Ghanas WM-Held. Das Märchen von den ungleichen Brüdern erzählt von Aufstiegschancen an den Rändern der deutschen Gesellschaft. Kevin hat den Sprung aus dem (a)sozialen Käfig Wedding geschafft, weil er seine Jugend im Affenkäfig verbracht hat. Affenkäfig – so heißen die innerstädtischen Bolzplätze in Bezirken wie Berlin-Wedding oder Gelsenkirchen-Gulmke. Gefangen und geborgen im Maschendrahtviereck lernen Migrantensöhne wie Kevin-Prince Boateng oder Mesut Özil, sich auf hartem Untergrund und engstem Raum durchzusetzen – auch gegen Ältere. Der Affenkäfig als Stahlbad. Wenn du's hier schaffst, dann schaffst du's überall. Sang einst Frank Sinatra. Er meinte New York, nicht den Affenkäfig. Mit der WM 2010 hat das Aufstiegsmodell Fußballprofi für junge Männer, die das gutgemeinte Stigma Migrationshintergrund mit sich tragen, an Attraktivität gewonnen. Dass auf einen Boateng und einen Özil ein paar Hunderttausend Loser

oder – um im Jargon zu bleiben – Opfer kommen, *so what*. Realistischer, weil mit weniger Arbeit und höherer Erfolgsquote verbunden, sind die anderen Optionen der Boateng-Formel. «Wenn du aus dem Wedding kommst, dann wirst du Drogendealer, Gangster oder Fußballer.» Interessant: Drogendealer sind offenbar keine Gangster. Und die Option Showbiz fehlt. Nehmen wir Sinatras New York. Den Aufstieg zum größten Entertainer seiner Zeit verdankt der Italo-Amerikaner seiner Stimme, seinem Aussehen, seinem Witz – und seinen guten Verbindungen zur Mafia. In den USA bilden Sport, Entertainment und Verbrechen im 20. Jahrhundert ein magisches (Bermuda-)Dreieck der Hoff-

nung. Sport, Entertainment und Verbrechen stiften Hoffnung, den von der Verfassung garantierten Anspruch auf Glück, den *pursuit of happiness*, für sich zu realisieren, ohne die Mühsal der Ebene, in die man hineingeboren wird, auf sich nehmen zu müssen.

Sport, Entertainment, Verbrechen: Im digitalen Spätestkapitalismus sind die drei Branchen der erweiterten Kulturindustrie so unentwirrbar wie irreversibel miteinander verflochten. Von den Neunzigern bis in die frühen Nullerjahre trägt die populärste Gattung afroamerikanischer Popmusik den sprechenden Namen: Gangsta-Rap. Zu süffigen P-Funk und Disco-Beats erzählen hypervirile schwarze Männer glamouröse gereimte Märchen vom schnellen Reichtum im Gangsterwesen. Die Faustregel: Je weniger Fakt und Fiktion zu trennen sind, desto größer die Erfolgchancen. Höhepunkt des Gangsta-Rap-Fiebers ist 2003 das Album des New Yorker Rappers 50 Cent: *Get rich or die trying*. Werde reich, oder stirb' bei dem Versuch, es zu werden. Curtis Jackson, der sich nach einem Gangster-Idol 50 Cent nennt, wächst in South Jamaica im New Yorker Stadtteil Queens auf. Seinen Vater kennt er nicht, die Mutter wird ermordet, als er acht ist. Mit zwölf steigt er ins Drogengeschäft ein, diverse Jugendstrafen, erster längerer Gefängnisaufenthalt mit 18. Den Handel mit Drogen gibt 50 Cent auf, als er erkennt, dass Rap mehr Geld bringt. Um Geld geht es auch, als Jackson im Mai 2000 von neun Kugeln getroffen wird. Die Einschussnarben trägt 50 Cent auf dem Cover seines Erfolgsalbums so stolz zur Schau wie Fußballer ihre Tattoos. Die Arbeit am Körper tut weh, aber sie lohnt sich, wenn du reich wirst. *You Can Take The Nigga Out Of The Ghetto But You Can't Take The Ghetto Out Of The Nigga*. Behauptet ein afroamerikanisches Sprichwort und formuliert so elegant wie rabiat die Logik des Aufstiegsdeals. Es geht um symbolisches Kapital. Der Nigga trägt das Ghetto auf den medialen Markt, wenn er seine Narben zeigt. Das bürgerliche Publikum honoriert das Schauspiel mit wohlfeilem Schauder.

Mit Schusswunden können Typen wie Mark Medlock und Menowin nicht aufwarten. Ersatzweise tragen die Männer mit den onomatopoetischen Namen und dem obligatorischen Migrationshintergrund ihre sozialen Verwundungen mit dem demonstrativen Stolz des Ghetto-Niggers vor die Kameras. Bei «Deutschland sucht den Superstar». Medlock kommt 1978 als Sohn des Afroamerikaners Larry und einer deutschen Monika zur Welt und wächst in sogenannten Problembezirken der Problemstadt Offenbach auf. Sein Vater gibt ihm die Liebe zur Soulmusik mit. Seine Liebe zu Männern trägt Mark offen nach außen, auch bei «Deutschland sucht den Superstar». Hasso Menowin Fröhlich wird 1987 in eine Sinti-Familie geboren und versucht 2005 und 2009 bei «DSDS» den Sprung von ganz unten nach ganz oben. 2005 schafft er's unter die letzten 20 Kandidaten der Castingshow, größeren Erfolg verhindert eine Verhaftung. 2009 kommt Menowin bis ins Finale und wird für eine Warhol-Viertelstunde der Berühmtheit zur meistgehassten Medienfigur. Im Endspiel unterliegt Menowin dem Deutsch-Iraner Mehrzad Marashi. In den Blogs gibt's Klartext: «mehrzad ganz klar zurecht gewonnen und menowin der hässliche arrogante zigeunerjunge der 3 kinder mit seiner cousine macht soll jetzt schwanzlutschen bei hitler», meint perverserperser. Mehrzad gegen Menowin, Medlock gegen das gesunde homophobe Volksempfinden – derbe Auseinandersetzungen im weiten Feld

von *class, race & gender*, ausgetragen unter der Regie von Dieter Bohlen. Der feuert Konflikte im Zweifelsfall eher an als zu dämpfen, Brot und Spiele. Für marginalisierte Männer wie Medlock und Menowin ist DSDS eine Chance, so einmalig wie eine WM für marginalisierte Männer wie Boateng und Özil. Die Chance, der eingebauten Trägheit und Undurchlässigkeit

der deutschen Klassengesellschaft mit speziellen Fähigkeiten ein Schnippchen zu schlagen. Fähigkeiten, die man sich an den Rändern der Gesellschaft aneignen kann, nicht nur auf legale Weise. *You Can Take The Nigga Out Of The Ghetto But You Can't Take The Ghetto Out Of The Nigga*.

Casting Shows wie DSDS und Heidi Klums «Germany's Next Topmodel» faszinieren die Massen, weil sie ein gewissermaßen demokratisches Versprechen suggerieren: Du kannst in Andy Warhols «15 minutes of fame» deine von Geburt und Herkunft vorbestimmten Nachteile ausgleichen, du kannst in Warhols 15 Minuten ein Star werden, schießegal woher du kommst. Dafür musst du Kränkungen und Erniedrigungen durch Jury, Boulevard und Publikum über dich ergehen lassen. Und dich dem Zampanò Bohlen unterwerfen. Wer bereit ist, all das mit sich machen zu lassen, und ein bisschen singen kann, der hat Chancen auf 15 Minuten Ruhm. So gesehen, ist DSDS eine aufs Überschaubare und Schlagerhafte runtergekochte Variante des ultrakompetitiven Gesellschaftsspiels namens HipHop. Die deutsche Antwort auf: *You Can Take The Nigga Out Of The Ghetto But You Can't Take The Ghetto Out Of The Nigga*.

Die öffentlich-rechtliche Mittelklasse-Antwort auf den buchstäblich unverschämten Erfolg des RTL-Subproll-Formats «DSDS» gibt ein Metzgersohn aus Köln-Sülz, der sein Abitur auf einem Jesuiten-Internat ablegt. Für seine Show «Ein Lied für Oslo» kopiert Stefan Raab das Casting-Modell von DSDS. Aber, er baut Klassenschranken ein. Kandidaten mit Handicaps wie Migrationshintergrund, Homosexualität oder kriminelle Vergangenheit werden quasi *by nature* aussortiert, bevor sie von einer Kamera fixiert werden können. Die Selektion des Systems Raab überleben schließlich eine Jennifer aus dem Rheingau mit Tina-Turner-Roar und eine Lena aus dem hochdeutschen Hannover mit Patchwork-Familienhintergrund und idiosynkratischem English. Mittelklassedeutschland in seiner bunten Vielfalt. Aber eben Deutschland und Mittelklasse. Grenzen des Aufstiegs. ■■

30–50–70

EIN DREI-GENERATIONEN-FRAUENGESPRÄCH ÜBER DIE NOTWENDIGKEIT DER QUOTE

Teilnehmerinnen: Lore-Maria Peschel-Gutzeit, Gabriele Thöne
und Judith Lebiger-Vogel. Moderation: Elisabeth Kiderlen



JUDITH LEBIGER-VOGEL

Böll.Thema Frau Peschel-Gutzeit, Sie waren Justizsenatorin in Hamburg und Berlin und die erste weibliche Vorsitzende eines Familiensenats am OLG Hamburg. Sie gehören zur Generation «Ich war überall die Erste.»

Lore-Marie Peschel-Gutzeit Ja. (lacht)

Böll.Thema Frau Thöne, Sie waren Staatssekretärin für Finanzen in Berlin und sind heute kaufmännischer Vorstand des Berliner Zoos West und Geschäftsführerin des Tiergartens Ost. Vertreten Sie die Generation «Wir werden mehr, aber es ist immer noch schwierig?»

Gabriele Thöne Ja, ungefähr so. Wir sind natürlich froh, dass es unsere Vorkämpferinnen gab, aber die Problematik ist im Wesentlichen die Gleiche geblieben.

Böll.Thema Frau Lebiger-Vogel, Sie haben Psychologie studiert, über Frauen in der Politik ihre Diplomarbeit geschrieben und waren frauenpolitische Sprecherin der Grünen Jugend in Hessen. Wie sehen Sie Ihre Generation?

Lebiger-Vogel Als Generation «Wieso, wo ist denn das Problem?»

Peschel-Gutzeit So treten tatsächlich viele jüngere Frauen auf.

Böll.Thema Kommen wir zur Quote. Brauchen wir die? Ja? Nein? Unter Umständen?

Peschel-Gutzeit Ganz klar: Wir brauchen sie.

Thöne Ja, Punkt!

Lebiger-Vogel Ja!

Peschel-Gutzeit Wir haben uns nicht abgesprochen. (Gelächter)

Böll.Thema Drei Generationen mit entsprechend unterschiedlichen Lebenserfahrungen – was lässt Sie für die Quote stimmen?

Peschel-Gutzeit Die Quote kam von der Politik. Ich habe miterlebt, was es bedeutet,

MEILENSTEINE AUF DEM WEG ZU QUOTENREGELUNGEN

SIBYLLA FLÜGGE

1976	Die erste Europäische Gleichstellungsrichtlinie muss im deutschen Arbeits- und Dienstrecht umgesetzt werden. Feministinnen erheben die Forderung nach Frauenquoten. In der Praxis existieren verschiedene Männerquoten, z. B. im Polizeidienst.	1990	Der DGB und die IG Metall fordern Quotenregelungen für die Wirtschaft.
1986	Das «Frauenstatut» der Partei Die Grünen sieht eine verbindliche Quote von 50 Prozent vor.	1995	Der Europäische Gerichtshof erklärt die im Bremer Gleichstellungsgesetz enthaltene Verpflichtung, «bei gleicher Qualifikation» zwingend die Frau zu bevorzugen, für europarechtswidrig.
1986	Die GRÜNEN bringen den Entwurf eines Antidiskriminierungsgesetzes in den Bundestag ein, das ein «Quotierungsgesetz» für den öffentlichen Dienst und die Privatwirtschaft beinhaltet, wonach Frauen «so lange zu bevorzugen (sind), bis sie auf allen Ebenen/in allen Bereichen, in denen sie unterrepräsentiert sind, mindestens zu 50 Prozent vertreten sind».	2001	Im Betriebsverfassungsgesetz wird eine verbindliche Quote für das in der Belegschaft unterrepräsentierte Geschlecht vorgegeben. Ähnliche Regelungen werden in einzelne Personalvertretungsgesetze der Länder aufgenommen.
1986	Der Verfassungsrechtler Ernst Benda erstellt für die erste Frauenbehörde, die «Leitstelle Gleichstellung der Frau» in Hamburg, ein Gutachten zur «Notwendigkeit und Möglichkeit positiver Aktionen zugunsten von Frauen im öffentlichen Dienst». Er kommt zu dem Schluss, dass «leistungsbezogene Quotenregelungen» (d. h. bei gleicher Leistung werden Frauen bevorzugt, bis eine bestimmte Quote erreicht ist) zulässig sind. Allerdings «muss die Regelung in dem Sinne flexibel sein, dass entgegenstehende und u.U. höher gewichtige Gesichtspunkte die Chance haben müssen, sich auch gegenüber dem Frauenförderungsgesichtspunkt durchzusetzen». Dieses sogenannte «Benda-Schwänzchen» entspricht bis heute der herrschenden Meinung und prägt die Gesetze für den öffentlichen Dienst.	2001	Ein breites Aktionsbündnis protestiert gegen eine Vereinbarung der rot-grünen Bundesregierung mit den Spitzenverbänden der deutschen Wirtschaft zur Abwendung eines Frauenförderungsgesetzes («Gedöns»).
1988	Die SPD beschließt auf ihrem Parteitag eine 33,33-Prozent-Quote, die 1994 auf 40 Prozent erhöht werden soll.	2006	Der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sieht sich auf Grund der Kritik ausländischer Gutachter im Rahmen der Exzellenzinitiative im Hochschulbereich veranlasst, Quotenregelungen für Berufungsverfahren zu fordern.
1989	In NRW wird das erste Gleichstellungsgesetz verabschiedet, die anderen Bundesländer und der Bund ziehen bis 1996 nach. Alle Gesetze enthalten mehr oder weniger verbindliche Verpflichtungen zur Erstellung von Zielvorgaben («Ergebnisquoten») zur Erhöhung der Frauenanteile im öffentlichen Dienst und in Gremien. 50-Prozent-Quoten für die Besetzung von Ausbildungsplätzen gibt es in Berlin, Brandenburg, Bremen, Hamburg und Hessen.	2008	Auf Antrag der GRÜNEN findet im Bundestag eine Anhörung zur Einführung einer Frauenquote (40 Prozent) in Aufsichtsräten statt.
		2010	In Reaktion auf eine Kampagne für Frauenquoten in Aufsichtsräten nach norwegischem Vorbild wird der «Corporate Governance Kodex» der Aktiengesellschaften ergänzt um die Selbstverpflichtung, sich um eine «angemessene Berücksichtigung» von Frauen in Führungspositionen und Aufsichtsräten zu bemühen. Ministerin Schröder erwartet, dass die Frauenanteile deshalb in fünf Jahren auf 20 Prozent steigen werden.

wenn ein Gremium verpflichtet ist, Frauen zu benennen. Das macht furchtbare Probleme, weil Männer das nicht gern tun und Frauen sich nicht nach Ämtern drängeln. Damals titelte die *FAZ*: «Quote statt Qualität». Viele Frauen waren deshalb Gegnerinnen von Quoten – manche sind es noch heute. Doch wie ist es, wenn Frauen und Männer gleichzeitig antreten? Ist der Mann qualifiziert, wird ihm der Weg geebnet: Er steigt in die Kalesche, braust los, kommt zur ersten Station, man lässt ihn ohne Schwierigkeiten durch ... Der Frau stellt niemand eine Kalesche bereit, sie muss zu

Fuß los, kommt schon an der ersten Station erschöpft an und überlegt sich dreimal, ob sie weitergeht, der Weg kommt ihr nicht sehr reizvoll vor. Die ungleichen Startbedingungen muss man beseitigen. Es muss keine 50-Prozent-Quote sein, aber nur wenn es eine gewisse Anzahl Frauen gibt, werden die wahrgenommen und können sich untereinander solidarisieren.

Thöne Ich gehöre auch zu denen, die sagten: Quote? Nein! Bis ich merkte, studieren und arbeiten genügt nicht, da gibt es etwas, das hinderlich ist. Deshalb staune ich oft über jüngere Frauen, die sagen, wo ist das

Problem? In der Politik ist es etwas besser geworden, aber für die Wirtschaft gilt das noch nicht. Da muss *top-down* noch viel getan werden, und zwar zu meinen Lebzeiten. Darüber hinaus treibt mich als Arbeitgeberin um, welches Kräftepotenzial wir da vernachlässigen, und das bei den demografischen Veränderungen, die uns bevorstehen.

Böll.Thema Frau Lebiger-Vogel, warum sind Sie für die Quote?

Lebiger-Vogel Als ich Anfang 20 war, war ich damit eine Exotin, heute nicht mehr. Frauen über 30 merken, dass sie bestimmte Positionen nicht bekommen, dass ihnen ge-

sagt wird, nee, Sie könnten schwanger werden. Eigentlich ist die Frauenquote nur eine Angleichung an die informelle Männerquote, die es schon immer gab. Wenn die Quote gesetzlich verordnet ist und die Firmen das umsetzen müssen, wird sich der Vorwurf ›Quotenfrau‹ schnell erübrigen.

Peschel-Gutzeit Wir alle haben unseren Beruf angefangen mit der Vorstellung, ich schaffe es schon, ich werde nicht an einer Ungleichbehandlung scheitern. Dann kommt irgendwann die berühmte «Gläserne Decke» und Frauen sagen, warum ziehen Männer, die kein bisschen klüger sind, an mir vorbei? Als Senatorin habe ich meine leitenden Beamten einmal gebeten, ein Personaltableau der nächsten Jahre zu entwickeln. Das machten die auch brav und besetzten alle Führungspositionen mit Männern. Als ich sagte, wär doch prima, wenn Sie vielleicht zwei, drei Frauen einflechten würden, gab es das reine Entsetzen: Dann fielen ja ganze Seilschaften in sich zusammen. Der Durchschnittsmann – und das ist nicht gegen Frauen gerichtet, sondern die handeln aus Tradition – macht sich ein relativ genaues Bild, wo er hinmöchte und wie er das anstellen kann. Da werden Kreise gebildet, man trinkt ein Bier

•

«Die freiwillige Vereinbarung zwischen der Bundesregierung und den Spitzenverbänden der Wirtschaft zur «Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft» wurde 2001 geschlossen und gilt heute angesichts des verschwindenden Frauenanteils in Spitzenpositionen als gescheitert.»

Elke Holst

Frauenforscherin am DIW

•

zusammen und kaspert das aus. Und Frau ist nicht dabei. Und wenn eine Frau sagt: So, ich bewerbe mich auch, kommt dieses System durcheinander. Das führt zu Verunsicherung bei den Männern und zu Aggression. Das alles würde eine gesetzliche Quotenvorgabe verhindern. Wir haben das lang und breit in der Verfassungskommission besprochen, wir, das waren die jetzige Bundesverfassungsrichterin Christine Hohmann-Dennhardt, die Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts Jutta Limbach und die damalige Justizministerin aus Niedersachsen Heidrun Merk und ich. Wir vier Grazien sind losmarschiert, um ein Gleich-



GABRIELE THÖNE

stellungsgebot in der Verfassung zu verankern, Gleichberechtigung reicht nicht. Und wir haben es erreicht: Seit 1994 haben wir ein Gleichstellungsgebot. In Art. 3, Abs. 2 steht nicht nur, dass der Staat verpflichtet ist, die Gleichberechtigung durchzusetzen, sondern dass er bestehende Benachteiligungen beseitigen muss. Doch viele Frauen haben das noch nicht in ihr Bewusstsein übernommen. Das gilt auch für die Quoten.

Thöne Es fällt vielen Frauen schwer, das Wort Karriere mit der eigenen Person zu verbinden. Der Mann kennt die Hierarchie als Erfolgsmodell, die Frau das Hinterfragen und Analysieren. Vielleicht entsteht durch die Verbindung ein neuer Managementstil. Es gilt, dies zu ermöglichen zum Wohl der gesellschaftlichen Entwicklung und der wirtschaftlichen Prosperität. Deshalb sage ich, dass die Entscheidungsträger heute gezwungen werden müssen, Positionen auch mit Frauen zu besetzen.

Böll.Thema Männer kungeln und trinken Bier – wie planen Frauen ihre Karriere?

Thöne Ich habe über die Erledigung von Aufgaben auf mich aufmerksam gemacht. Da wurde dann gesagt: Menschenskind, das macht die ja prima! Und dann auch noch 'ne Frau! Der Preis war, dass meine Karriere nicht zielgerichtet war, ich hatte keinen Plan.

Peschel-Gutzeit Ich behaupte, dass auch heute junge Frauen sich keinen Plan machen. Wenn ich auf Vorträgen das Wort Lebensplan in den Mund nehme, sehe ich mindestens dreißig Fragezeichen vor mir. Während der Durchschnittsmann einen Plan macht, zumindest eine Vorstellung davon hat, sagen Frauen oft: Ich mach eine Ausbildung, dann möchte ich Kinder, und

wer weiß, was ich für einen Mann finde – ich kann zu meinem Werdegang noch nichts sagen. Dazu kommt, dass viele Frauen nicht nur «Karriere» für ein Schimpfwort halten, sondern auch «Macht». Macht darf Frau überhaupt nicht anstreben, vielleicht Einfluss oder interessante Aufgaben, aber nicht Macht.

Thöne Viele von uns haben das Muster, sich zu vernetzen, über den Tellerrand hinauszuschauen, noch nicht verinnerlicht. Frauen setzen Netzwerken oft mit Kungeln und Klüngel gleich. Mir selbst hat das Netzwerken mit Frauen oder Gleichgesinnten, aber auch in der Wirtschaft viel gegeben.

Böll.Thema Frau Lebigger-Vogel, wollen Sie Karriere machen?

Lebigger-Vogel Ja.

Böll.Thema Alles schon geplant?

Lebigger-Vogel Nicht wirklich. Ich weiß, das ist die typische Aussage. Ich hatte z. B. nie den Plan zu promovieren. Ich wollte Therapeutin werden, und dann wurde ich gefragt, ob ich nicht promovieren wolle. So bin ich dazu gekommen. Frauen & Macht und Frauen & Karriere sind tatsächlich immer noch Tabuthemen. In Führungspositionen sind Frauen ständig damit konfrontiert, in einer patriarchal geprägten Umgebung systemfremd zu sein ...

Böll.Thema Systemfremd?

Lebigger-Vogel Die Frauen haben es nicht gelernt, sich in hierarchischen Netzwerken einzugliedern, und sie können sich in männerbündischen Strukturen nicht bewegen. Jungs tun das schon früh. Mannschaftssport ist ein Beispiel dafür, wie Jungs lernen, sich im Team hierarchisch einzuordnen und mit Leuten, die sie nicht unbedingt mögen, ein gemeinsames Ziel zu verfolgen.

«NIE WOLLTEN WIR ALS ‹QUOTILDE› GELTEN»

EIN BLICK AUF DIE EIGENE GESCHICHTE UND AUF
DIE LEBENSEINSTELLUNG DER TÖCHTER

Einmal im Vierteljahr treffen wir uns zum Damenkränzchen. Wir, das sind vier Frauen Mitte 40, die sich in den bewegten Zeiten der Wende 1989/90 in Ost-Berlin für die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau stark gemacht haben – schon sehenden Auges, dass die bestehenden bundesdeutschen Verhältnisse, in denen es noch einen Paragraphen 218 gab und weniger Frauen voll erwerbstätig waren, einen Rückschritt einläuteten. Wir pochten gnadenlos auf das, was plötzlich vorwiegend nur den Männern zuge-dacht zu sein schien: auf Diskurshoheit im öffentlichen Raum, Karriere, finanzielle Unabhängigkeit und politische Macht. Da wurden Pamphlete geschrieben, an Runden Tischen gestritten, Konferenzen und Demonstrationen organisiert.

Was haben wir uns aufgeregt, dass Kinderbetreuungseinrichtungen im Westen fehlten und gleichzeitig im Osten abgebaut wurden. Frauen verschwanden aus den Führungspositionen, die sie in der DDR längst erobert hatten, bzw. schafften den Einstieg nicht. Und wir haben nicht verstanden, wieso unsere westlichen feministischen Mitstreiterinnen uns als zu «kooperativ mit Männern» ab-watschten. Doch wir waren sicher: Trotz alledem würden wir – gut ausgebildet, mit Ideen und Elan – die Türen schon öffnen, und keine Treppe schien zu hoch. Nie wollten wir als «Quotilde» gelten.

Wir sind mit den Jahren beruflich und politisch auf-, ab-, um- und wieder aufgestiegen. Jede ist ihren Weg gegangen und hat Erfahrungen im Umgang mit den sogenannten «Gläsernen Decken» gemacht. Wir haben mal mehr, mal weniger verdient – bis uns irgendwann klar wurde, dass es immer etwas weniger als das war, was unsere männlichen Kollegen erhielten. Die Erfahrungen haben uns dann gelehrt, dass die Einführung einer Quote für Frauen doch richtig wäre – wir sind für sie eingetreten, haben den Sinn von Gleichstellungsbeauftragten erkannt und wussten: Das ist der Anfang, nicht aber die Lösung im Kampf um Gleichberechtigung. Der Streit um das Sorgerecht hat jede von uns erwischt, und wir haben alleinerziehend in unterschiedlichen Modellen von Partnerschaften gelebt.

Mit dabei waren immer unsere Töchter. Ja, wir alle vier haben Töchter. Sie saßen mit auf den Sitzungen, wurden meist als Letzte vom Kindergarten abgeholt – was sie nicht schlecht fanden, uns aber immer wieder ein schlechtes Gewissen bereitete – und wurden zeitig selbständige «Schlüsselkinder». Sie erlebten ihre Mütter als arbeitende Frauen, die sich in ihrem Beruf verwirklichen und Verantwortung übernehmen wollten. Und wir waren uns ziemlich sicher, dass sie ebenfalls etwas rebellisch nach ihrem Ich greifen würden.

Inzwischen sind die jungen Damen zwischen 20 und 23 Jahre alt und Mittelpunkt unserer abendlichen Gespräche. Warum? Nun

ANNETTE MAENNEL
HEINRICH-BÖLL-STIFTUNG

ja, wir reiben uns schon etwas verwundert die Augen. Sie sind liebenswürdig, klug, mehr oder weniger fleißig, sehr oder weniger sicher, was sie einmal beruflich machen wollen und wohin die Reise gehen soll. Allesamt sind sie politisch nicht sonderlich interessiert. Sie reisen mit dem Rollköfferchen durch die Lande, wollen aber keinesfalls «Karriere» machen. «Es gibt doch noch andere Werte im Leben als Karriere», so lautete unlängst die Antwort meiner Tochter auf die notorische Frage, wie sie sich den Weg nach dem Abitur vorstelle. Man müsse sich doch auch nach dem Freund richten, eine Fernbeziehung schwebte ihr nicht vor. – Wie bitte? Noch nicht einmal eine ernsthafte Grundlage für einen Beruf geschaffen und schon die ersten Schritte der folgenden Ausbildung als Karriere missverstehen? – Nein, sie wolle sich nur später nicht von einem Job auffressen lassen, und darüber hinaus sei sie nicht machtgeil. Dafür interessierten sie zu viele andere Dinge.

Die andere Tochter hat ihr Studium in die Stadt verlegt, in der ihr Freund eine Arbeit hat. Das ist zwar nicht optimal für sie – aber lebenswert. Ja, sie möchte später natürlich Familie, Beruf und Nachwuchs unter einen Hut bringen. Freunde spielen eine wichtige Rolle, Geborgenheit im privaten Raum, wohl weil es «draußen» so unübersichtlich ist und ständig von ihnen erwartet wird, dass sie vorausschauende Entscheidungen treffen. Sie spüren die Unsicherheit und merken auch, dass die Anforderungen an sie wachsen, um einen Fuß in die Tür zu bekommen, hinter der ein «bezahlter» Job wartet. Aber sie ahnen auch, dass ihnen die demografische Entwicklung in die Hände spielt. Sie sind gut ausgebildet, und der Fachkräftemangel wie der ausbleibende Babyboom signalisieren, dass sie auf dem Arbeitsmarkt gebraucht werden. Und Verantwortung würden sie übernehmen. Klar. – Ob sie meinen, im späteren Berufsleben Männern gegenüber benachteiligt zu werden? – Wie bitte? Was soll denn diese Frage: Natürlich nicht. Ihre Liebsten haben ähnliche Werte, sie wollen Familie, setzen weniger auf Karriere und kochen gern. Und außerdem: «Ich konnte bisher jedes Problem mit ihm ausdiskutieren und ihn von meinen Argumenten überzeugen», tönt es selbstbewusst aus dem noch ungeschminkten Mund der Tochter.

Na, dann! Bleiben Sie gelassen, Frau Mama. Das ist doch auch ein Erfolg der Frauenbewegung. ■■

Mädchen hingegen haben meist Zweier-Freundschaften. Sie wechseln manchmal die beste Freundin, aber Beziehungen sind emotional verknüpft. Jungen werden aufgefordert, sich expansiv zu verhalten, Mädchen gelobt, wenn sie sich angepasst verhalten. Deshalb ist es so schwer für junge Frauen zu sagen, na klar will ich Karriere machen, und ich ordne mich da oder dort strategisch ein.

Böll.Thema Frau Peschel-Gutzeit, wurden Sie als Senatorin von Ihrer Umgebung als jemand mit männlichen Eigenschaften wahrgenommen?

Peschel-Gutzeit Nein und ja. Wichtig ist, dass Frauen es aushalten, wenn ihre Umwelt irritiert darauf reagiert, dass sie in

•

« Angesichts der bestehenden Barrieren kann sich ein Wandel zu einer stärkeren Repräsentanz von Frauen im Management nur mit Unterstützung der obersten Führungsebene ereignen. »

Elke Holst

•

Führungspositionen sind. Politik wie Wirtschaft sind absolut hierarchisch strukturiert, und wenn Nummer 1 redet, hat Nummer 2 nichts mehr zu sagen. Ich behaupte, dieses hierarchische Denken stammt aus der Zeit, als die Männer einem Anführer hinterherrasten, um irgendein Wild zu erledigen. Wenn eine Nr. 1, und sei es eine Frau, sagt, das machen wir so, tut ein Durchschnittsmann das. Deshalb ist es so einfach, mit Männern zu arbeiten. Sage ich einer Frau, das machen wir so, kann ich sicher sein, dass sie bald darauf kommt und sagt, ich glaube, wir machen es anders. Das ist typisch, denn eine Frau denkt nicht hierarchisch, sie sagt, ich möchte eine gute Lösung, und mir ist eine bessere eingefallen. Frauen bringen also ein viel demokratischeres Miteinander-Umgehen ein.

Thöne Genau. Das ist schön, wenn man sich wiedererkennt. Ich meine, dass in der Erziehung sehr viel traditionelles Verhalten weitergegeben wird. Wenn wir dann einmal selbst Nr. 1 sind, sehen wir uns unseren eigenen, sich oft auch widersprechenden Rollenbildern ausgesetzt, und das zehrt an den Kräften. Männer haben da meist kein Problem, weil sie nur eine Rolle spielen, und die Rolle heißt: Ich. Punkt. Oder Mann. Punkt. Sie sind mit sich selbst identisch.

Peschel-Gutzeit Wenn wir nach der Quote rufen, müssen wir den Mumm haben zu führen. Sitzen da 30 Prozent Führungsfrauen, oder sitzen da 30 Prozent Führungsfrauen, die sich ständig fragen, ist das überhaupt noch mein Ich. Das schwächt. Hier geht es darum, Leute zu führen und weitreichende Entscheidungen zu treffen. Frauen neigen dazu, Entscheidungen auf eine breite Basis zu stellen, Berater zu holen und alles noch mal zu prüfen. Wir wären gut beraten, dieses Prinzip: mehr qualifizierte Leute wissen mehr als einer allein, in den Führungsgremien durchzusetzen. Dazu könnte eine Frauenquote beitragen. Ermöglicht die Quote den Frauen, leichter in die Führung zu kommen? Meine Erfahrung ist, gibst du einer Frau eine herausragende Position, hat sie zwar Angst, aber irgendwann merkt sie, es klappt. So habe ich die Ministerkolleginnen erlebt. Plötzlich fällt es ihr zu, dann kann sie mit ihrer Kommunikationsfähigkeit sehr viel bewirken, was Männer an der Stelle nicht können. Wir lernen daraus, Frau muss nur ins Wasser geworfen werden, dann schwimmt sie los.

Böll.Thema Heute wird wieder mehr von Quoten geredet. Lange war nicht mehr viel davon zu hören, jetzt unterstützt auch die Justizministerin aus Bayern die Einführung, und ich denke, holla, aus welchen Ecken und Winkeln kommt die Quote da hervor!

Peschel-Gutzeit Die Gleichstellung innerhalb der Wirtschaft, in den großen öffentlichen Betrieben und den Parteien ist ja nicht wirklich durchgesetzt, und da Frauen geldig sind, dauert es eben Jahrzehnte, bis sie sagen: So geht das nicht weiter.

Böll.Thema Unter ein Prozent Frauen in den Vorständen der börsennotierten Unternehmen!

Peschel-Gutzeit Ja, das guckt sich Frau lange an, aber irgendwann schwebt auch uns die Bastille vor. Die Älteren sagen sich, Herrgott, wir haben uns doch schon dafür eingesetzt, jetzt müssen die Töchter das selbe tun und die Enkelkinder müssen wieder ran, das kann ja nicht wahr sein! Und dann reicht es auch den Ministerinnen ganz unterschiedlicher Couleur. Ein Auslöser war die Weltwirtschaftskrise. Wo waren denn die Aufsichtsräte und Kontrollgremien? Und dann ist man drauf gekommen, dass da überall nur Männer sitzen.

Böll.Thema Frau Thöne, Sie waren ja Finanzstaatssekretärin: Gehen Frauen verantwortlicher mit Geld um?

Thöne Wie soll ich das beantworten, es gibt da noch keine hinreichende Empirie.

Böll.Thema Was sagt Ihre Erfahrung?

Thöne Es ist offenkundig, dass viele Aufsichtsgremien nicht mit Frauen besetzt sind oder nur einseitig von Arbeitnehmerseite. Alles hängt mit einem verantwortungsbewussten Umgang mit Macht zusammen: wie man ein Budget verwaltet, ein Unternehmen führt, mit dem Geld anderer Leute umgeht. In der Krise ist offenkundig geworden, dass Frauen nicht beteiligt waren. Das wurde so laut diskutiert, dass keiner mehr weghören konnte, auch nicht die obersten Wirtschaftsgremien. Ob Frauen anders gehandelt hätten? Das lässt sich noch nicht beantworten, aber es könnte sein.

Peschel-Gutzeit Man kann da Analysen der Wirtschaftsinstitute heranziehen. Die haben herausgefunden, dass Gremien mit



LORE-MARIA PESCHEL-GUTZEIT



«INTERESSIERT UND GEEIGNET»

Porträt von *FidAR* (Frauen in die Aufsichtsräte)

ELISABETH KIDERLEN
JOURNALISTIN

«Ich bin interessiert und halte mich für geeignet», schrieb die Rechtsanwältin Jutta von Falkenhausen zurück. Sie hatte von den Grünen Frauen in Berlin ein Mail erhalten, in dem Frauen aufgefordert wurden, ihre Zustimmung für die Aufnahme in eine Datenbank potenzieller Aufsichtsrätinnen zu geben. Der Hintergrund dafür: Trotz des Berliner Gleichstellungsgesetzes sind kaum Frauen in den Aufsichtsräten der senatseigenen Betriebe anzutreffen. «Es gibt eben keine adäquaten Frauen», bekamen die Grünen auf Nachfrage immer wieder zu hören, «wir würden ja gerne Frauen besetzen, aber wir finden keine.» Nun sollte der Beweis dafür angetreten werden, dass es sehr wohl passende Kandidatinnen gibt. Zum Internationalen Frauentag forderten die Grünen: «Mehr Frauen in die Aufsichtsräte». Das war 2005.

Aus dieser Datenbank ging eine Initiative hervor, die 2006 zur Gründung von *FidAR* («Frauen in die Aufsichtsräte») führte. Auch der Deutsche Juristinnenbund hatte die Brisanz des Themas erkannt und lud im Herbst des gleichen Jahres die fünf- oder sechshundert einflussreichsten Frauen in der deutschen Wirtschaft zu einem *Corporate-Governance-Dinner* ein, rund dreihundert kamen. Und wie es häufig so ist: Wenn der Gegner Reibungsfläche bietet, entsteht Energie, und Gerhard Cromme, früherer Vorstandschef von ThyssenKrupp, heute Aufsichtsratsvorsitzender von ThyssenKrupp und von Siemens, Aufsichtsratsmitglied bei Allianz SE, Lufthansa, E.On und der Axel Springer AG, sorgte beim *Dinner Speech* für ausreichend Reibung. Freundlich plaudernd ließ er beiläufig den legendären Satz fallen: «Ja wissen Sie, meine Damen, so ein Aufsichtsrat ist kein Kaffeekränzchen.» Spätestens da merkten viele der anwesenden Damen, wie in der alten «Deutschland AG» noch immer gespielt wird, und so schaffte es Cromme, dass, so Jutta von Falkenhausen, «vielen der anwesenden Frauen das Messer in der Tasche aufging».

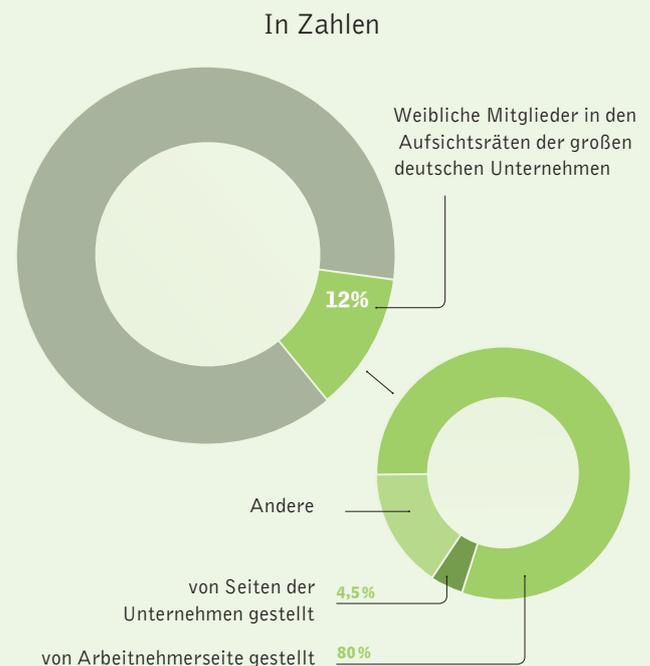
Eigentlich hatten die meisten dieser berufstätigen Frauen Gleichberechtigung bislang als selbstverständlich betrachtet, und die Quote war für sie Lila-Latzhosen-Kultur der 70er-Jahre. Doch als sie sich 2008 bei einem *FidAR*-Treffen begegneten, passierte etwas Unerwartetes: Nachdem sie der Reihe nach aus ihrem Berufsleben erzählt hatten, mussten sie sich eingestehen, dass sie fast alle durch die «Gläserne Decke» ausgebremst worden waren. «Wir

schauten uns an und wussten: Ohne Quote werden wir weiter auf-
laufen» (Falkenhausen). Für diese selbstbewussten, erfolgreichen Frauen, die zumeist in der Wirtschaft oder in Kanzleien arbeiten, stand die Quote nicht am Anfang ihrer Laufbahn, im Gegenteil: Das Engagement dafür «passierte» ihnen erst spät im Berufsleben. *FidAR* beschloss also, sich für eine Quote von 25 Prozent in den Aufsichtsräten starkzumachen.

Seitdem geht es stetig voran. Nicht nur sind die Veranstaltungen von *FidAR* gut besucht, und aus dem Familienministerium ist von einem «Stufenplan zur Erhöhung des Frauenanteils in Führungspositionen bei Wirtschaft und Politik» zu hören. Auch hat dieses Jahr die Kommission des *Corporate-Governance-Kodex*¹ den Aufsichtsräten vorgegeben, einen Plan zu entwickeln, wie und in welcher Zeitspanne sie eine angemessene Berücksichtigung von Frauen umsetzen wollen. Eine Ablehnung müsste öffentlich begründet werden.

Druck kommt auch aus dem Justizministerium. Ministerin Leutheusser-Schnarrenberger erklärte den Wirtschaftsführern sehr deutlich, dass sie als FDP-Politikerin zwar eigentlich gegen die Quote sei, dass diese aber rechtens, also verfassungsrechtlich wie europarechtlich, möglich sei.² Will heißen: Wenn die Unternehmen den Anteil von Frauen nicht freiwillig erhöhten, könnte sie, die Ministerin, auch anders. Schließlich könnte auch die Politik die Initiative ergreifen – Grüne und SPD unterstützen die Forderung nach mehr Frauen in Führungspositionen seit längerem, die CDU-Frauen machen ebenfalls dafür Stimmung. Was spräche also gegen einen parteiübergreifenden Antrag im Parlament? ■■

Weitere Informationen: www.fidar.de



¹ Der deutsche *Corporate-Governance-Kodex* (der «Kodex») stellt wesentliche gesetzliche Vorschriften zur Leitung und Überwachung deutscher börsennotierter Gesellschaften (Unternehmensführung) dar und enthält international und national anerkannte Standards guter und verantwortungsvoller Unternehmensführung.

² Positive Maßnahmen gegen Diskriminierung sind zulässig, das hat die EU in ihren Gleichbehandlungsrichtlinien verankert. Mehr dazu unter www.migration-boell.de/web/diversity/48_2596.asp



ELISABETH KIDERLEN

Frauen bessere und schnellere Ergebnisse in der Führung eines Unternehmens erzielen und höhere Umsätze machen.

Böll.Thema Wie erklären Sie sich das?

Peschel-Gutzeit Das wundert mich nicht. Ich habe als Senatspräsidentin einen groß besetzten Senat gehabt, gleich viel Männer und Frauen als Beisitzer. Die Ergebnisse schwieriger Beratungen waren mit Abstand ausgewogener und lebensnäher, wenn Frauen dabei waren.

Lebiger-Vogel Es gibt wohl tatsächlich diesen Effekt, aber das Hauptargument für die Teilhabe von Frauen ist nicht, dass sie besser sind, sondern was gerecht ist. Warum tut sich Deutschland da so schwer? Selbst Rot-Grün hat es nicht geschafft, ein Gleichstellungsgesetz für die Wirtschaft gesetzlich zu verankern.

Thöne Weil unsere Entscheidungsträger meist eine homogene, fast hermetische Gruppe sind. Aber viele Unternehmen haben erkannt, dass sie sich abgeschlossene Strukturen nicht mehr erlauben können, wenn sie am Puls der Zeit bleiben wollen.

Lebiger-Vogel Mädchen machen sich schon früh darüber Gedanken, wie sie ihre berufliche Laufbahn mit Kindern vereinbaren könnten, während das für junge Männer keine Rolle spielt. Ich kann für mich sagen, dass ich Karriere in vielem sehr unattraktiv finde und mir für mein eigenes Leben gut überlegen möchte, was ich alles in Kauf nehmen will.

Thöne Die Quote könnte eine große Chance für Frauen und für Männer sein.

Lebiger-Vogel Vielleicht eröffnen sich dadurch Entfaltungsspielräume für beide.

Thöne Durch das Hinzukommen neuer Managementstile könnte eine Befreiung

aus eingefahrenen Strukturen stattfinden, und so sollte das auch verstanden werden. Wir sollten keine neue Konfrontation durch die Quote aufbauen, vielmehr deren Chancen in den Mittelpunkt stellen.

Böll.Thema Demokratisierung, Befreiung, Gestaltungsmöglichkeiten, das ist ja nicht das Erste, das wir mit der Durchsetzung der Quote verbinden.

Peschel-Gutzeit Vielleicht muss man sich von dem Wort «Quote» verabschieden, das ist für viele sehr negativ besetzt. Gedacht ist an eine verpflichtende Teilhabe.

Lebiger-Vogel Größere Spielräume für beide Geschlechter könnten auch mit einer Infragestellung «klassischer» Rollenzuteilungen einhergehen.

Peschel-Gutzeit Das klingt mir zu idealisierend. Das würde voraussetzen, dass beide Geschlechter darauf warten, mehr Freiräume zu bekommen. Das gilt, meine ich, für den männlichen Part nicht, noch nicht. Aber ich habe oft erfahren, dass Männer ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl haben. Ich komme ja aus der Generation «Überall die Erste», und da mussten wir Mechanismen entwickeln, um nicht unterzugehen. Man muss nicht nur mit der Keule des Zwangs kommen, man kann auch an das Gebot der Fairness appellieren, damit begabte Frauen hochkommen. Aber man sollte nicht mehr lange warten, gewartet haben die Frauen lang genug.

Böll.Thema Ein gutes Schlusswort. Und herzlichen Dank für das Gespräch. ■■■

Weitere Informationen zum Thema:
«Führungskräfte Monitor 2001 – 2006»,
DIW-Längsschnittstudie von Elke Holst. Zu beziehen
über: publikationen@bundesregierung.de oder
www.bmfjsfj.de

ALLE VIER FÜR DIE QUOTE
(VON LINKS NACH RECHTS)

Lore-Maria Peschel-Gutzeit

Die Juristin war 1977–1981 Vorsitzende des Deutschen Juristinnenbundes. 1988 Mitarbeit am Gesetzesentwurf der PorNO-Kampagne der Frauenzeitschrift *Emma*. 1991–1993 Justizsenatorin in Hamburg (bis die SPD die absolute Mehrheit verlor und mit der Statt-Partei koalierte). 1994–1997 Justizsenatorin in Berlin. 1997–2001 erneut Justizsenatorin in Hamburg in einer rot-grünen Koalition. Schwerpunkt ihrer Arbeit war es, die Gleichberechtigung von Männern und Frauen, wie sie im Grundgesetz verankert ist, in der Realität durchzusetzen. So entstand u. a. das sog. Lex Peschel, das Beamtinnen erlaubte, aus familiären Gründen Teilzeit zu arbeiten. Heute ist Lore-Maria Peschel-Gutzeit Rechtsanwältin in Berlin, Schwerpunkt Familienrecht.

Gabriele Thöne

Die Rechtsanwältin war 2002–2006 Staatssekretärin für Finanzen des Landes Berlin, dabei zuständig für Privatisierungen und Verwaltungsmodernisierung. Seit 2008 ist sie kaufmännischer Vorstand vom Berliner Zoo (West) und vom Tiergarten (Ost).

Judith Lebiger-Vogel

Die Psychologin hat gerade ihre durch die Heinrich-Böll-Stiftung geförderte Doktorarbeit am Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt am Main abgeschlossen. Sie war mehrmals hessische Delegierte beim Bundesfrauenrat der Grünen und von 2004–2005 im Bundesvorstand der Grünen Jugend.

Elisabeth Kiderlen

Die Journalistin und Autorin ist Redaktionsleiterin von *Böll.Thema*. Von 1998–2004 Feuilletonleiterin der *Badischen Zeitung*, 1992–1998 Redakteurin bei *Merian*, Zeitschrift für Reise- und Kultur, 1983–1990 Redakteurin beim Frankfurter Magazin *Pflasterstrand*.

DER BESONDERE TIPP

Internationale Konferenzen

Europas Osten: Impulse für die Politik der EU gegenüber ihren östlichen Nachbarn – Außenpolitische Jahrestagung 2010

7.–8. Oktober 2010 (Do/Fr)

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Mit: Fiona Hill (Center on the United States and Europe, Brookings Institution, Washington DC), Tinatin Khidasheli (Republikanische Partei Georgien, Tiflis), Sabit Bagirov (Center for Economic and Political Research, Baku), Mark Leonard (ECFR, London) u.a.

Anmeldung: www.boell.de

Weiterdenken! – Deutsche Entwicklungspolitik im Spannungsfeld globaler Krisen

23.–24. November 2010 (Di/Mi)

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Mit: Hans-Jürgen Beerfeltz (BMZ), Dirk Messner (DIE), Monica Frassoni (Europäische Grüne Partei), Eckhard Deutscher (OECD, Paris), Claude Kabemba (Southern Africa Resource Watch), Françoise Moreau (Europäische Kommission)

Anmeldung: www.boell.de

Krisen bewältigen, bewaffnete Konflikte beenden. Friedenspolitische Strategien von Männern und Frauen

28.–30. Oktober 2010 (Do/Sa)

Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Internationale Konferenz zum 10. Jahrestag der UN-Resolution 1325 in Kooperation mit dem Frauensicherheitsrat

Mit: Maha Abu Dayyeh (Jerusalem Women's Centre for Legal Aid and Counselling, Palästina), Carol Cohn (Boston Consortium on Gender, Security and Human Rights, Boston, USA), Kamila Faizy (Women and Children Legal Research Foundation, Afghanistan), Paul Higate (University of Bristol, U.K.), Barbara Lochbihler (MdEP, Brüssel), Kerstin Müller (MdB, Berlin) u.a.

Anmeldung: conference1325@boell.de

Preisverleihung

Petra-Kelly-Preis 2010

29. September 2010, 19 Uhr (Mi)
Beletage der Heinrich-Böll-Stiftung

Marianne Fritzen, eine Symbolfigur des Widerstands gegen die Castor-Transporte, ist Trägerin des diesjährigen Petra-Kelly-Preises. Mit dem Preis will die Heinrich-Böll-Stiftung auch die neu erstarkte Anti-AKW-Bewegung auszeichnen. Der Kampf gegen das Gefahrenpotenzial der Atomenergie wie gegen die Atomrüstung war ein Kernanliegen von Petra Kelly, das nach wie vor hoch aktuell ist.

Mit: Rebecca Harms (MdEP, B'90/Grüne), Jochen Flasbarth (Umweltbundesamt), Barbara Ummüßig und Ralf Fücks (beide Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung) u.a.

Publikationen

Mythen der Atomkraft

Wie uns die Energielobby hinters Licht führt.

Von Gerd Rosenkranz. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung im oekom Verlag.

München 2010, 112 Seiten, 8,95 Euro
ISBN 978-3-86581-198-1

Im Oktober erscheint zum Thema Atomkraft Band 12 der Schriftenreihe zur Ökologie

Mit Beiträgen von Antony Frogatt & Mycle Schneider, Steve Thomas, Otfried Nassauer und Henry D. Sokolski. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Berlin 2010, ca. 200 Seiten
ISBN 978-3-86581-039-4

Ansichten. Die Romanskizzen Heinrich Bölls

Das Buch gewährt einen außergewöhnlichen Einblick in die Roman- bzw. Schreibwerkstatt eines der größten deutschen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von der Heinrich-Böll-Stiftung. Mit einer Einführung von René Böll. Hardcover mit Leinenbezug, 112 Seiten, Berlin 2010, zahlreiche Abbildungen, Fotos und Faksimiles, 25 Euro
ISBN 978-3-86928-033-2

Dossiers

Mythos Atomkraft – ein Wegweiser

Die Heinrich-Böll-Stiftung hat namhafte internationale Atomexperten beauftragt, Details und Fakten zu den zentralen Mythen der Atomkraft zusammenzustellen. Dieses Dossier stellt der Öffentlichkeit ein aktuelles, faktenreiches und atom-kritisches Know-how zur Verfügung.

www.boell.de/atom

Die Zukunft des nuklearen Nichtverbreitungsvertrags

Profilierte Autorinnen und Autoren diskutieren aus ihrer jeweiligen wissenschaftlichen, politischen und regionalen Perspektive, wie eine atomwaffenfreie Welt erreicht werden kann, wie die Krisen um die Atom-Programme in Iran und Nordkorea gelöst werden können und wie sich das globale Abrüstungs- und Rüstungskontrollsystem stärken lässt.

www.boell.de/nonproliferation

Die Stiftung in Sozialen Netzwerken

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist in verschiedenen Sozialen Netzwerken aktiv.

Werden Sie Freund oder Freundin der Stiftung auf Facebook unter www.boell.de/facebook, sehen Sie Filme und Videos bei YouTube (www.boell.de/youtube), Bilder bei Flickr (www.flickr.com/photos/boellstiftung) oder verfolgen Sie die aktuellen Nachrichten der Stiftung über den Kurznachrichtendienst Twitter unter www.twitter.com/boell_stiftung. Wie immer bieten diese Netzwerke einen Rückkanal, über den Sie mit uns in Kontakt treten können.

Zuletzt erschienen:



2/10

Landwirtschaft und Klimawandel



1/10

Going Green – Die Zukunft hat begonnen



2/09

Klimawandel und Gerechtigkeit

«Seit den 90er-Jahren ist die Aufwärtsdynamik auch in Deutschland ins Stocken geraten. Die Barrieren zwischen Unter- und Mittelschichten haben sich verfestigt, die quasi naturwüchsige Tendenz zur Selbstreproduktion der Eliten hat sich verstärkt.

Es ist unübersehbar, dass der soziale Fahrstuhl bei uns nicht gut funktioniert. Für eine Einwanderungsgesellschaft ist das fatal. Denn Integration kann nur gelingen, wenn sie mit der Chance zum sozialen Aufstieg verbunden ist. Nur wenn es eine realistische Aussicht gibt, aus eigener Kraft voranzukommen, entwickelt sich die Motivation, sich in der Schule anzustrengen, eine qualifizierte Ausbildung zu absolvieren und sich mit der aufnehmenden Gesellschaft zu identifizieren.»

Ralf Fücks, Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung

Die Heinrich-Böll-Stiftung ist eine Agentur für grüne Ideen und Projekte, eine reformpolitische Zukunftswerkstatt und ein internationales Netzwerk mit weit über hundert Partnerprojekten in rund sechzig Ländern. Demokratie und Menschenrechte durchsetzen, gegen die Zerstörung unseres globalen Ökosystems angehen, patriarchale Herrschaftsstrukturen überwinden, in Krisenzonen präventiv den Frieden sichern, die Freiheit des Individuums gegen staatliche und wirtschaftliche Übermacht verteidigen – das sind die Ziele, die Denken und Handeln der Heinrich-Böll-Stiftung bestimmen. Sie ist damit Teil der «grünen» politischen Grundströmung, die sich weit über die Bundesrepublik hinaus in Auseinandersetzung mit den traditionel-

len politischen Richtungen des Sozialismus, des Liberalismus und des Konservatismus herausgebildet hat.

Organisatorisch ist die Heinrich-Böll-Stiftung unabhängig und steht für geistige Offenheit. Mit 28 Auslandsbüros verfügt sie über eine weltweit vernetzte Struktur. Sie kooperiert mit 16 Landesstiftungen in allen Bundesländern und fördert begabte, gesellschaftspolitisch engagierte Studierende und Graduierte im In- und Ausland. Heinrich Bölls Ermunterung zur zivilgesellschaftlichen Einmischung in die Politik folgt sie gern und möchte andere anstiften mitzutun.

www.boell.de



Mit Acrobat / Reader kommentieren

Wenn umfangreiche Publikationen als PDF am Bildschirm gelesen und der Austausch über das Internet erfolgen soll, kann das Kommentarwerkzeug von Adobe Acrobat/Reader eine wertvolle Hilfe sein.

Mit dem **Kommentarwerkzeug** kann in PDF-Dateien ähnlich wie auf einer gedruckten Papiervorlage markiert, redigiert und kommentiert werden. Bei umfangreichen Dokumenten entsteht nebenbei im Kommentare-Fenster eine **persönliche Navigation im Kommentare-Fenster**



Das **Notizwerkzeug** ist am gebräuchlichsten. Geöffnet besteht es aus einem Fenster in das Text geschrieben oder über die Zwischenablage einkopiert werden kann. Solche Notizfenster gehören auch zu fast allen anderen Kommentar-Werkzeugen hinzu.



PDF-Kommentare können mit dem Button „**Kommentar senden**“ vom Dokument getrennt, per E-Mail verschickt und vom Empfänger in die eigene Fassung der Datei **importiert werden**

Wenn Sie einen solchen **Kommentar beantworten** wollen, benutzen Sie die Antwortfunktion: Mit der rechten Maustaste auf den Kommentar klicken, *Antworten* wählen.

Nebstehend ein Ausschnitt des Werkzeugfenster, mit dem man im Menü >Werkzeuge >Werkzeugleiste anpassen die Kommentartypen für den eigenen Bedarf auswählt. Die Haken zeigen eine Werkzeug - Auswahl.



Das **Hervorhebe-Werkzeug** eignet sich **wie auf dem Papier** für das Hervorheben kurzer Textstellen.



Mit dem **Rechteck-Werkzeug** kann man größere Abschnitte zum Austausch markieren. Bei Acrobat (nicht im Reader) kann man in den Grundeinstellungen festlegen (Strg+K, K), dass umrandete oder markierte Texte in das zugehörige Kommentarfeld kopiert werden. Mit Acrobat kann man so Textauszüge herstellen. (Im Kommentare-Fenster bei > *Optionen* mit der Funktion *Kommentare zusammenfassen*.)



Datei als Kommentar anhängen, ermöglicht das Einfügen einer extra Datei, z.B. eines gescannten Zeitungsausschnittes zum Thema.



Mit dem **Stempelwerkzeug** und der Auswahl **Bild aus der Zwischenablage als Stempel einfügen** können Bildinhalte eingefügt und anschließend mit einem zugehörigen Kommentar versehen werden.



Kommentieren und markieren-Werkzeugleiste

- Notiz
- Textbearbeitung
- Stempel-Werkzeug
- Hervorheben-Werkzeug
- Unterstreichen-Werkzeug
- Durchstreichen-Werkzeug
- Datei als Kommentar anhängen
- Audiokommentar aufzeichnen
- Legenden-Werkzeug
- Textfeld-Werkzeug
- Kommentarwolken-Werkzeug
- Pfeil-Werkzeug
- Linien-Werkzeug
- Rechteck-Werkzeug
- Kreis-Werkzeug
- Polygonlinien-Werkzeug
- Polygon-Werkzeug
- Bleistift-Werkzeug
- Radiergummi-Werkzeug
- Einblenden
- Kommentare senden
- Online-Verbindung wiederherstellen